



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.  
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 5 M. 50. Mit Postaufschlag 5 M. 75.  
Verleger: Ernst Schönbert in Stuttgart.

**Inhalt:** „Stechlin“, Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Walter Schott und sein Werk, von Georg Gallenkamp. — „Die Künstler“, Roman von Gertraud Franke-Schneidlin (Fortsetzung). — „Die Curle“, Gedicht von Max Müller von Stern. — Neue Altzeitler in Steiermark, von Franz Jos. Heibich. — Fürstliche Dörfer.

von R. V. — Carl von Helldor, zu seinem hundertjährigen Geburtstag, von R. V. — Die totale Sonnenfinsternis am 22. Januar 1898, von G. K. Gehrig. — Wäldel, — Vierzehner. — **Abbildungen:** Bei der Toilette, nach dem Gemälde von A. Perez. — Skulpturen von Walter Schott, nach photographischen Aufnahmen von Franz Kallisch in Berlin. — Walter Schott. — Fortsetzung.

— Die fünf Sinne, Gedicht, nach dem Gemälde von Julius Wrona. — Die Curle, Gedicht, nach dem Gemälde von Carl Jenu. — Carl v. Helldor, — Die totale Sonnenfinsternis am 22. Januar 1898, zwei Abbildungen. — Was Meil und Leben: Fürstliche Dörfer, nach einer für „Über Land und Meer“ angefertigten Originalaufzeichnung.

## Stechlin.

Roman von Theodor Fontane.  
(Fortsetzung.)

„Wer an dieser Bräute da so von ungefähr 'rauslachte,“ fuhr Dubslav fort, „das war mir freilich kein Spießbürger, sondern ein Lindbaum oder so was ähnliches aus der sogenannten Zeit der Saurier, also so weit zurück, daß selbst der älteste Adel nicht gegenan kann, auch die Stechline mit eingeschlossen; und dies Vieh, als der Zug eben den Fluß passieren wollte, war mit seinem aufgescherrten Rachen bis dicht an die Menschen und die Bräute heran, und ich kann Ihnen bloß sagen, Spontholz, mir stand der Atem still, weil ich deutlich sah, zu noch einem Augenblick, dann schnappt er die ganze Bescherung weg.“

„Ja, Herr von Stechlin, da hat man bloß den Trost, daß die Saurier, so viel ich weiß, seitdem ausgestorben sind. Aber meiner Frau will ich die Geschichte doch lieber nicht erzählen; die kriegt nämlich mitunter Chmachten. In Doktorhäusern ist immer was los.“

Dubslav nickte.

„Und nur das eine möchte ich Ihnen noch sagen, Herr von Stechlin, mit der Digitalis immer so weiter, und wenn der Appetit nicht wieder kommt, lieber nur zweimal täglich. Und nie mehr als zehn Tropfen. Und wenn Sie sich unpaß fühlen, mein Stellvertreter ist von

allen unterrichtet. Er wird Ihnen gefallen. Neue Schule, moderner Mensch; aber doch nicht zu viel davon (so wenigstens hoff ich) und jedenfalls sehr gescheit. An seinem Namen, er heißt nämlich Notcheles,

dürfen Sie nicht Aufstoß nehmen. Er ist aus Prän gebürtig und da heißen die meisten so.“

Der Alte bräute mit allem seine Zustimmung. Schon vor fünfzig Jahren habe er Notchelesche Musikstücke spielen müssen. Aber das wolle er den Aufsichtenden nicht weiter entgelten lassen.

Und nach diesen beruhigenden Versicherungen empfahl sich Spontholz und fuhr zu weiteren Abschiedsbesuchen in die Großstadt hinein.



Bei der Toilette. Nach dem Gemälde von A. Perez.

Am zweitfolgenden Tage brachen die Spontholzischen Eheleute von Granke nach Pfäfers hin auf; die Frau, sehr leidend, war schweigsam, er aber befand sich in hochgradigem Reizfieber, was sich, als sie draußen auf dem Bahnhof angekommen waren, in einer immer wachsenden Gesprächigkeit äußerte. Mehrere Freunde (meist Logenbrüder) hatten ihn bis hinaus begleitet. Spontholz kam hier alsbald vom Hundertsten aufs Tausendste. „Ja, mit unserm guten Stechlin, mit dem steht es freilich so so... Baruch hat ihn auch geüht und ihn verändert gefunden... Und Sie, Sirken, Sie schreiben mir natürlich, wenn der junge Burmeister eintritt; ich weiß, er will nicht recht (bloß der Vater will) und soll sogar von Hofsuppeus gesprochen haben... Aber dergleichen muß man leicht nehmen. Unwissenheit, Verleumdungen. Heber so was sind wir weg, viel Feind' viel Ehr'. Nur der Alte drüben in Stechlin macht mir Sorge.“

Man muß aber hoffen; bei Gott kein Ding unmöglich ist. Und zu Moscheles hab' ich Vertrauen; ihn auszuflicken zu sehn, ist ein wahres Vergnügen für 'nen Fachmann."

So lang, was Sponholz noch in letzter Minute vom Coupsenfer aus zum besten gab. Alles, am meisten aber das über den alten Stechlin Gesagte, wurde weitergetragen und drang bis auf die Dörfer hinaus, so namentlich auch bis nach Cuaden-Hennersdorf zu Superintendent Koseleger, der seit kurzem mit Gruntnud einen lebhaften Verkehr unterhielt und, angeregt durch die mit jedem Tage fröhlicher werdende Prinzessin, einen energischen Vorstoß gegen die ringsumher immer mehr überhandnehmende Laxeheit plante. Koseleger wie die Prinzessin wollten zu diesem Zwecke bei dem alten Dubslav als zunächst zu Belehrendem einsehn, und hielten sein Athma für den geeigneten Zeitpunkt. In einem Brief der Prinzessin an Koseleger hieß es dementsprechend: „Ich will die gute Gesinnung des alten Herrn in nichts angreifen; außerdem hat er etwas ungemein Affabiles. Ich bin ihm menschlich durchaus zugethan. Aber sein Prinzip, das nichts Höheres kennt, als Leben und Leben lassen, hat in unsrer Gegend alle möglichen Irrthümer und Sonderbarkeiten ins Kraut schiefen lassen. Nehmen Sie beispielsweise diesen Kruppenkapel. Und nun den Lorenzen selbst! Kapler, mit dem ich gestern über unsern Plan sprach, hat mich gebeten, mit Rücksicht auf die Krankheit des alten Herrn wenigstens vorläufig von allem Abstand zu nehmen, aber ich hab' ihm widersprechen müssen. Krankheit (so viel ist richtig) macht schroff und eigenfinnig, aber in bedrängten Momenten auch ebenso sehr gefügig, und es sind wohl auch hier wieder Aufsehlagen und Bitternisse, daraus ein Segen für den Kranken, und jedenfalls für die Gesamtheit entspringen wird. Unter allen Umständen aber muß uns das Bewußtsein trösten, unsre Pflicht erfüllt zu haben."

Es war eine Woche nach Sponholz' Abreise, daß Gruntnud diese Zeilen schrieb, und schon am andern Vormittage fuhr Koseleger, der mit der Prinzessin im wesentlichen derselben Meinung war, auf die Stechliner Kämpfe. Gleich danach trat Engelke bei Dubslav ein und meldete den Herrn Superintendenten.

„Koseleger?"

„Ja, gnäd'ger Herr, Superintendent Koseleger. Er sieht sehr wohl aus, ganz blank."

„Was es doch für merkwürdige Tage giebt. Heute, du sollst sehn, ist wieder so einer. Mit Moscheles sing er an. Sage dem Herrn Superintendenten, ich liebe bitten."

„Ich komme hoffentlich zu guter Stunde, Herr von Stechlin."

„Für allerbesten, Herr Superintendent. Eben war der neue Doktor hier. Und eine Viertelstunde, wenn's mit dem „prae-sente modico" nur ein ganz klein bißchen was auf sich hat, muß solche Doktorgegnenwart doch noch nachwirken."

„Sicher, sicher. Und dieser Moscheles soll sehr geschickt sein. Die Wiener und Prager verstehen es; namentlich alles, was nach der Seite hin liegt."

„Ja," sagte Dubslav, „nach der Seite hin, und wies auf Brust und Herz. „Aber, offen gestanden, nach mander andern Seite hin ist mir dieser Moscheles nicht ganz sympatisch. Er faßt seinen Stolz so sonderbar an und schlenkert auch so..."

„Ja, so was muß man unter Umständen mit in den Kauf nehmen. Und dann heißt es ja auch, der Major von Stechlin habe mehr oder weniger einen philosophischen Zug."

„Den hat der Major von Stechlin auch, weil er Unchristlichkeiten nicht leiden kann und Prinzipienverletzungen erst recht nicht. Ich gehöre zu denen, die sich immer den Eingefall ansehn. Aber freilich, mancher Eingefall gefällt mir nicht. So zum Beispiel der hier mit dem neuen Doktor. Und auch mein alter Baruch Hirschfeld, den der Herr Superintendent ja wohl kennen werden, auch der gefällt mir nicht mehr so recht. Ich hielt große Stücke von ihm, aber — vielleicht daß sein Sohn Isidor schuld ist — mit einem Male ist der Pferdefuß 'rausgekommen."

„Ja," lachte Koseleger, „der kommt immer mal 'raus. Und nicht bloß bei Baruch. Ich muß aber

sagen, das alles hat mit der Kaffe viel weniger zu schaffen, als mit dem jeweiligen Beruf. Da war ich eben bei der Frau von Gundermann..."

„Und da war auch so was?"

„Ja. Natürlich etwas Weißliches, Stütze der Hausfrau. Und da handelt sich denn leicht was an. Eben diese Stütze der Hausfrau war bis vor kurzem Gouvernante gewesen, und mit Gouvernanten, alten und jungen, hat's immer einen Haufen, wie mit den Lehrern überhaupt. Es liegt im Beruf, wobei männlich oder weiblich keinen Unterschied macht. Und der Seminarist sieht obenan."

„Ich kann mich nicht erinnern," sagte Dubslav, „in unsrer Gegend irgend was Göttliches derart erlebt zu haben."

„O, ich bin mißverstanden," beschwichtigte Koseleger und rieb sich mit einem gewissen Behagen seine wohlgepflegten Hände. „Nichts von Vergehungen auf erotischem Gebiet, wiewohl es bei den Gundermanns, die gerad' auf diesem Punkte viel heimgesucht werden, auch diesmal wieder diese Form angenommen hatte. Nein, der große Seminaristenpferdesch, an den ich dachte, trägt ganz andre Signaturen: Unbormfähigkeit, Ueberhöhung und ins Folge davon ein eigentümliches Betreiben, sich von den Heilsgütern loszulösen, und die Befriedigung des innern Menschen in einer falschen Wissenschaftlichkeit zu suchen."

„Ich will das nicht loben; aber solche falsche Wissenschaftlichkeit zählt, dacht' ich, in unsrer alten Grafschaft zu den allereltesten Ausnahmen."

„Nicht so sehr als Sie vermuten, Herr Major, und aus Ihrer eignen Stechliner Schule sind mir Klagen kirchlich gerichteter Eltern über solche Dinge zugegangen. Allerdings Altleraner aus der Glosower Gegend. Aber so läßt diese Leute zu Zeiten sind, so haben sie doch andererseits den ganzen Ernst des Glaubens und finden, wie sie sich in einem Skriptum an mich auch ausgedrückt haben, in der Kruppenkapelschen Lehrmethode diesen Ernst des Glaubens arg vernachlässigt."

Dubslav wiegte den Kopf hin und her, und hätte trotz allen Respekts vor dem Vertreter einer kirchlichen Behörde wahrscheinlich ziemlich scharf und spitz geantwortet, wenn ihm alles, was er da hörte, nicht auch gleichzeitig in einem heiteren Licht erschienen wäre. Kruppenkapel, sein Kruppenkapel, der den alten Freien so gut wie den Statedismus, aber den Statedismus auch reichlich eben so gut wie den alten Freien kannte — Kruppenkapel, sein großartiger Bienenwater, sein korrespondierendes Mitglied männlich-historischer Vereine, die Seele seines „Museum", sein guter Freund, dieser Kruppenkapel sollte den „Ernst des Glaubens" verkannt haben, bei ihm sollte der Seminaristenhochmut zu gemeingefährlichem Anbruch gekommen sein. Unfinn. Wohl entau er sich, was ihn in diesem Augenblicke verstimmt, gelegentlich ganz ähnelnd gesagt zu haben. Aber doch immer nur scherzhaft. Und wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht mehr dasselbe. Traß dieser Sag je zu, so hier. Er erhob sich also mit einiger Anstrengung von seinem Platz, ging auf Koseleger zu, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Herr Superintendent, so wie Sie's da sagen, so kann es nicht sein. Von richtigen Altlutheranern giebt es hier überhaupt nichts, und am wenigsten in Glosow; die glauben sozusagen gar nichts. Ich wittere da was von Intrigue. Da stecken andre dahinter. Bei meinem alten Baruch ist der Pferdefuß 'rausgekommen, aber bei meinem alten Kruppenkapel ist er nicht 'rausgekommen und wird auch nicht 'rauskommen, weil er überhaupt nicht da ist. Meinen alten Kruppenkapel, den kenn' ich."

Koseleger, Weltmann, der er war, lenkte rasch ein, sprach von Konventualbeschränktheit und gab die Möglichkeit einer Intrigue zu.

„Natürlich wird es einem schwer, in diesem Erdennwinkel an derlei Dinge zu glauben, denn Intrigue zählt ganz eminent zu den höheren Kulturformen. Intrigue hat hier in unsrer alten Grafschaft, glaub' ich, noch keinen Boden. Aber andererseits ist es freilich wahr, daß heutzutage die Berwerflichkeiten, ja selbst Verbrechen und Laster, nicht bloß mehr im Gefolge der Kultur auftreten, sondern umgekehrt ihr voranschreiten, als bellagendwärtige Herolde falscher Gesittung! Bedenken Sie, was wir neuerdings in unsrer Provinzen erlebt haben.

Allerdings am Aequator. Die Zivilisation ist noch nicht da und schon haben wir ihre Geuel. Man erkundert, wenn man davon liest, und freut sich der kleinen Verhältnisse, drin der Wille Gottes uns stellte."

Nach diesen Worten, die was von einem guten Abgang hatten, erhob sich Koseleger, und der Alte, seinerseits seinen Arm in den des Superintendenten einhaltend, „um sich", wie er sagte, „auf die Kirche zu stützen", begleitete seinen Besuch bis wieder auf die Kampe hinaus und grüßte noch mit der Hand, als der Wagen schon über die Bohlenbrücke fuhr. Dann wandte er sich rasch an Engelke, der neben ihm stand, und sagte: „Engelke, schade, daß ich mit dir nicht wetten kann. Lust hätt' ich. Heute kommt noch wer, du wirst sehn. Eine Woche lang läßt sich keine Kasse sehn, aber wenn unsrer Schicksal erst mal zu 'nem Entschluß gekommen ist, dann kann es sich auch wieder nicht genug thun. Man gewinnt dreimal das große Los oder man läßt sich dreimal den Kopp. Und immer an derselben Stelle."

Es schlug zwöf, als Dubslav vom Portal her wieder den Flur passierte. Dabei sah er nach dem Hippenmann hinauf und zählte die Schläge. „Zwöf. Und nun zwöf ist alles aus und dann fängt der neue Tag an. Es giebt freilich zwei Zwöf, und die Zwöf, die da oben jetzt schlägt, das ist die Mittagzwöf. Aber Mittag! ... Wo bist du Sonne geblieben!" All dem weiter nachhängend, wie er jetzt öfter that, kam er an seinen Stammplatz und nahm eine Zeitung in die Hand. Aber er sah kaum drauf hin und beschäftigte sich, während er zu lesen schien, eigentlich nur mit der Frage, „wer wohl heute noch kommen könne", und dann abwechselnd an Koseleger und Kruppenkapel und zuletzt auch an Lorenzen denkend, kam er zu dem Entschluß, daß ihm Lorenzen „mit all seinen neuen Anfinn" doch lieber sei als Koseleger mit seinen Heilsgütern, von denen er wohl zweis dreimal gesprochen hatte. „Ja, die Heilsgüter, die sind ganz gut. Versteht sich. Ich werde mich nicht so verurtheilen. Die Kirche kann was, is was, und der alte Luther, nu der war auch was, weil er ehrlich war und für seine Sache sterben wollte. Naß dran war er. Eigentlich kommt's immer bloß darauf an, daß einer sagt, „dafür stier' ich". Und es dann aber auch thut. Für was es is, is beinaß gleich. Daß man überhaupt so was kann, wie sie sich opfern, das ist das Große. Strallich mag es ja falsch sein, was ich da sage; aber was sie jetzt „sittlich" nennen (und manche tagen auch „schönheitlich", aber das is ein zu dolles Wort), also was sie jetzt sittlich nennen, so bloß auf das hin angesetzt, da is sich einlegen und für was sterben das Höchste. Mehr kann der Mensch nich. Aber Koseleger. Der will leben."

Und während er noch so vor sich hin seinen Faden spann, war sein gutes altes Faktotum eingetreten, an das er denn auch ohne weiteres und bloß zu eignen Ergötzen die Frage richtete: „Nicht wahr, Engelke?"

Der aber hörte gar nichts mehr, so sehr war er in Verwirrung, und stotterte nur aus sich heraus: „Ach Gott, gnäd'ger Herr, nu is es doch so gekommen."

„Wie? Was?"

„Die Frau Gemahlin von unserm Herrn Oberförster..."

„Was? Die Prinzessin?"

„Ja, die Frau Kapler, Durchlaucht."

„Alle Wetter, Engelke... Da haben wir's. Aber ich habe es gesagt, ich wußt' es. Wie so 'n Tag anfängt, so bleibt er, so geht es weiter..."

Und wie das hier durcheinander liegt, alles wie Kraut und Rüben. Nimm die Zudecke weg, ach was Zudecke, die reine Pferdebedeck; wir müssen eine andre haben. Und nimm auch die grünen Tropfen weg, daß es nicht gleich aussieht wie 'ne Krankenstube... Die Prinzessin... Aber rasch, Engelke, Rint... Ich laße bitten, ich laße die Frau Oberförsterin bitten."

Dubslav rühte sich, so gut es ging, zurecht; im übrigen aber hielt er's in seinem desolaten Zustande doch für besser, in seinem Stollstuhl zu bleiben, als die Prinzessin durch ein Sigherheben und ihr Entgegengehen mehr oder weniger förmlich zu begrüßen. Gruntnud pochte sich seinen Intentionen auch an und gab durch eine halbvolle Handbewegung zu

verstehen, daß sie nicht zu führen wünsche. Gleich danach legte sie den rechten Arm auf die Lehne eines nebenstehenden Stuhles und sagte: „Ich komme, Herr von Stechlin, nach Ihrem Befinden zu fragen; Kragler (sie nannte ihn, unter gefälliger Bemerkung des allerdings lieblichen „mein Mann“, immer nur bei seinem Familiennamen) hat mir von Ihrem Unwohlsein erzählt und mir Empfehlungen aufgetragen. Ich hoffe, es geht besser.“

Dubslav dankte für so viel Freundschaft und bat, das um ihn her herrschende Uebermaß von Unordnung entschuldigen zu wollen. „Wo die weibliche Hand fehlt, fehlt alles.“ Er fuhr so noch eine Weile fort, in allerlei Worten und Wendungen, wie sie ihm von alter Zeit her noch geläufig waren; eigentlich aber war er wenig bei dem, was er sagte, sondern hing ausschließend an dem halb Nonnen, halb Heiligenbildartigen Hrer Gesichtsausdruck, das durch einen großen, aus mattenweißen Ängeln bestehenden Halschmuck samt Eisenkreuz daran, noch gesteigert wurde. Sie mußte leben, auch dem Kritischsten, auffallen, und Dubslav, der — so sehr er dagegen ankämpfte — ganz unter der Vorstellung ihrer Prinzessinnenshaft stand, vergaß auf Augenblicke Krantheit und Alter und fühlte sich nur noch als Ritter seiner Dame. Daß sie stehen blieb, war ihm in dem ersten Augenblicke fübrend, bald aber war es ihm recht, weil ihm einleuchtete, daß ihr „Bild“ erst dadurch zu voller Wirkung kam. Grunyrud selbst war sich all besten auch voll bewußt und Frau genug, auf diese Vorgänge nicht ohne Not zu verzichten.

„Ich höre, daß Doktor Sponholz, den ich als Arzt sehr schätzen gelernt habe, seine Kranken, während er in Pflanzers ist, einem jungen Stellvertreter anvertraut hat. Junge Aerzte sind meist klüger als die alten, aber doch weniger Kerzte. Man bringt außerdem dem Alter mehr Vertrauen entgegen. Alte Doktoren sind wie Reichiger, vor denen man sich gern offenbart. Freilich können sie den geistlichen Jurisprudenz nicht voll verstehen, der in jeder ersten Krankheit doch das eigentlich Heilsame bleibt. Kerzte selbst — ich hab' einen Teil meiner Augen in einem Diakonissenhause verbracht — Kerzte selbst, wenn sie ihren Beruf recht verstehen, urteilen in diesem Sinne. Sogenannte Medikamente sind und bleiben ein armer Nothbehelf; alle wahre Hilfe steht aus dem Wort. Aber freilich, das richtige Wort wird nicht überall gesprochen.“

Dubslav sah etwas unruhig um sich her. Es war ganz klar, daß die Prinzessin gekommen war, seine Seele zu retten. Aber woher kam ihr die Wissenschaft, daß seine Seele dessen bedürftig sei? Das verlohnte sich denn doch in Erfahrung zu bringen, und so begann er sich und sagte: „Gewiß, Durchlaucht, das Wort ist die Hauptsache. Das Wort ist das Wunder; es läßt uns lachen und weinen, es erhebt uns und demüthigt uns, es macht uns krank und macht uns gesund. Ja es giebt uns erst das wahre Leben hier und dort. Und dies legte höchste Wort, das haben wir in der Bibel. Daber nehm' ich's. Und wenn ich manches Wort nicht verstehe, wie wir die Sterne nicht verstehen, so haben wir dafür die Deuter.“

„Gewiß. Aber es giebt der Deuter so viele.“  
 „Ja,“ lachte Dubslav, „und wer die Wahl hat, der hat die Dual. Aber ich persönlich, ich habe keine Wahl. Denn genau so wie mit dem Körper, so strebt es für mich auch mit der Seele. Man behilft sich eben mit dem, was man hat. Nehm' ich da zunächst meinen armen, elenden Leib. Da sitzt es mir hier und steigt und drückt und quält mich, und ängstigt mich, und wenn die Angst groß ist, dann nehm' ich die grünen Tropfen. Und wenn es mich immer mehr quält, dann schiel' ich nach Gransee hinein, und dann kommt Sponholz. Das heißt, wenn er da ist. Ja, dieser Sponholz ist auch ein Wissender und ein Deuter. Sehr wahrscheinlich, daß es klügere und bessere giebt; aber in Ermanglung dieser besseren muß er für mich ausreichen.“

Grunyrud nickte freundlich und schien ihre Zustimmung ausdrücken zu wollen.

„Und,“ fuhr Dubslav fort, „ich muß es wiederholen, genau so wie mit dem Leib, so mit der Seele. Wenn sich meine arme Seele ängstigt, dann nehm' ich mir Trost und Hilfe, so gut ich sie gerade finden kann. Und dabei denk' ich dann, der nächste Trost ist der beste. Den hat man an

schnellsten, und wer schnell giebt, der giebt doppelt. Eigentlich muß man es lateinisch sagen. Ich rufe mir Sponholz, wenn ich seiner bedürftig bin, weil ich ihn so ziemlich in der Nähe habe; den andern aber, den Arzt für die Seele, den hab' ich glücklicherweise noch näher und brauche nicht mal nach Gransee hinauszufahren. Alle Worte, die von Herzen kommen, sind gute Worte, und wenn sie mir helfen (und sie helfen mir), so frag' ich nicht viel, ob es so genannte „richtige“ Worte sind oder nicht.“

Grunyrud richtete sich höher auf; ihr bis dahin verbündliches Lächeln war sichtlich in raschem Hinschwinden.

„Aberdies,“ so schloß Dubslav seine Bekennnisrede, „was sind die richtigen Worte? Wo sind sie?“

„Sie haben sie, Herr von Stechlin, wenn Sie sie haben wollen. Und Sie haben sie nah, wenn auch nicht in Ihrer unmittelbaren Nähe. Mich persönlich haben diese Worte während schwerer Tage gestützt und aufgerichtet. Ich weiß, er hat Feinde, voran im eignen Lager. Und diese Feinde sprechen von „schönen Worten“. Aber soll ich mich einem Heilswort verschließen, weil es sich in Schönheit kleidet? Soll ich eine mich segnende Hand zurückweisen, weil es eine weiche Hand ist? Sie haben Sponholz genannt. Unser Superintendent liegt außerhalb dieser Parallele. Wenn es nicht eitel und vermessend wäre, wüß' ich eine gnädige Fügung darin zu sehr glauben, daß er an diese herrliche Kiste verschlagen werden mußte, gerade mir eine Hilfe zu sein. Aber, was er an mir that, kann er an andern thun. Er hat eben das, was zum Siege führt; wer die Seele hat, hat auch den Leib.“

Unter diesen Worten war Grunyrud von ihrem Stuhl an Dubslav herangetreten und neigte sich über ihn, um ihm, halb wie segnend, die Stirn zu küssen. Das Eisenkreuz berührte dabei seine Brust. Sie ließ es eine Weile da ruhen. Dann aber trat sie wieder zurück, und sich zweimal unter höflichstem Gruß verneigend, verließ sie das Zimmer. Engelle, der dranhin im Flur stand, eilte voraus, ihr beim Einsteigen in den kleinen Kraglerschen Jagdwagen behilflich zu sein.

Als Dubslav wieder allein war, nahm er das Schürstößel, das grad' vor ihm auf dem Kaminschein lag, und fuhr in die halb niedergedrückten Scheite. Die Flamme schlug auf und etliche Funken stoben. „Arme Durchlaucht. Es ist doch nicht gut, wenn Prinzessinnen in Oberförstehäuser einziehen. Sie sind dann aus ihrem Johrwort heraus und greifen nach allem möglichen, um in der selbstgeschaffenen Alltäglichkeit nicht unterzugehen. Einen bessern Trostspender als Koseleger konnte sie freilich nicht finden; er gab ihr den Trost, den er selber braucht. Im übrigen mag sie sich anrichten lassen, von wem sie will. Der Alte auf Sansouci, mit seinem nach der eignen Façon selb' werden', hat's auch darin getroffen. Genieß. Aber wenn ich euch eure Façon lasse, so laßt mir die meine. Wollt nicht alles besser wissen, kommt mir nicht mit Anzeigelungen, erst gegen meinen guten Kruppenstapel, der kein Wässerchen trübt, und nun gar gegen meinen klugen Lorenzen, der euch alle in die Tasche steckt. An ihn persönlich wagen sie sich nicht ran, und da kommen sie nun zu mir und wollen mich umstimmen und denken, weil ich krank bin, muß ich auch schwach sein. Aber da kennen sie den alten Stechlin schlecht, und er wird nun wohl seinen mächtigen Dickkopf aufsetzen. Auch sogar gegen Nyve-Büchsenreine und die Eisenbeinigel, die ja schon der reine Rosenkranz sind. Und es wird auch noch so was. Eigentlich bin ich übrigens selber schuld. Ich habe mir durch den prinzipiellen Augenaußschlag und die vier Kindergräber im Garten imponieren lassen. Aber es fällt doch allmählich wieder ab von mir, und ein Glück, daß ich meinen Engelle habe.“

Vor Erregung war er aus seinem Koltstuhl aufgestanden und brühte auf den Klingelknopf. „Engelle, geh zu Lorenzen und sag ihm, ich lieb' ihn bitten. Der soll dann aber heut auch der letzte sein... Denk' dir, Engelle, sie wollen mich bekehren!“  
 „Aber, gnäd'ger Herr, das ist ja doch das Beste.“  
 „Gott, nu fängt der auch noch an.“

XXXVIII.

Lorenzen kam nicht; er war nach Rheinsberg, wo die Geistlichen aus dem östlichen Teil der Grafschaft eine Konferenz hielten. Aber statt Lorenzen

kam Doktor Mojsheles und sprach von allem möglichen, erst, ganz kurz, von Dubslavs Zustand, den er nicht gut und nicht schlecht fand, dann von Koseleger, von Kragler, auch von Sponholz (von dem ein Brief eingetroffen war), am ausführlichsten aber von Rechtsanwalt Kagenstein und von Torgelow. „Ja, dieser Torgelow“, sagte Mojsheles. Es war ein Mißgriff, ihn zu wählen. Und wenn es noch nötig gewesen wäre, wenn die Partei keinen Besseren gehabt hätte! Aber da haben sie denn doch noch andre Leute.“ Dubslav war davon wenig angenehm berührt, weil er aus der persönlichen Niedrigstellung Torgelows die Hochstellung der Torgelowschen Partei heraushörte.

Der Besuch hatte wohl eine halbe Stunde gedauert. Als Mojsheles wieder fort war, sagte Dubslav: „Engelle, wenn er wiederkommt, so sag ihm, ich sei nicht da. Das wird er natürlich nicht glauben; weiß er doch am besten, daß ich an mein Zimmer und meinen Koltstuhl gebunden bin. Aber trotzdem; ich mag ihn nicht. Es war eine Dummheit von Sponholz, sich grade diesen auszuwählen, solchen Allerneuesten, der nach Sozialdemokratie schmeckt und dabei seinen Stolz so sonderbar ansetzt, immer grad' in der Mitte. Und dazu auch noch 'nen roten Schlipf.“

„Es sind aber schwarze Käfer drin.“  
 „Ja, die sind drin, aber ganz kleine. Das machen sie so, damit es nicht jeder gleich merkt, mees Geistes Kind so einer ist, und wohnt er eigentlich gehört. Aber ich merk' es doch, auch wenn er an Kaiser Wilhelms Geburtstag mit 'ner papierernen Stornblume kommt. Also du sagst ihm, ich sei nicht da.“

Engelle widersprach nicht, hatte jedoch so seine Gedanken dabei. „Der alte Doktor ist weg, und den neuen will er nicht. In den aus Wuy will er auch nicht, weil der so viel mit der Domina zusammenhängt. In dabei kommt er doch immer mehr runter. Er denkt: Es ist noch nicht so schlimm. Aber es ist schlimm. Is genau so wie mit Wäcker Knood. In Kludbahn sagte mir schon vorige Woche: Engelle, glaube mir, es wird nichts. Ich weiß Bescheid.“

Das war am Montag. Am Freitag fuhr Mojsheles wieder vor und verfarbte sich, als Engelle sagte, „der gnäd'ge Herr sei nicht da.“

„So, so. Nicht da.“  
 Das war doch etwas stark. Mojsheles hing also wieder auf seinen Wagen und bestärkte sich, während er nach Gransee zurückfuhr, in seinen durchaus absehenden Anschauungen über den derzeitigen Gesellschaftszustand. „Einer ist wie der andre. Was wir brauchen, is ein Generalkabberadatsch, Krach, tabula rasa.“ Inalisch war er entschlossen, von einem erneuten Krankenbesuch abzusehen. „Der gnäd'ge Herr auf, von und zu Stechlin kann mich ja ruhen lassen, wenn er mich braucht. Hoffentlich unterläßt er's.“

Dieser Wunsch erfüllte sich denn auch, Dubslav ließ ihn nicht ruhen, wiewohl guter Grund dazu gewesen wäre, denn die Beschwerden wuchsen plöglich wieder, und wenn sie zeitweilig nachließen, waren die geschwollenen Fäße sofort wieder da. Engelle sah das alles mit Sorge. Was blieb ihm noch vom Leben, wenn er seinen gnädigen Herrn nicht mehr hatte? Jeder im Haus mißbilligte des Allen Eigenfinn, und Martin, als er eines Tages vom Stall her in die nebenan gelegene niedrige Stube trat, wo seine Frau Kartoffeln schälte, sagte zu dieser: „Ja weest nich, Mutter, worum he den jungsten Dokter rutzgrufen däd. De Jungste is doch klüger, as de alle Sponholz is. Daa müet man blot de Globlowner hören. „Joa, oll Sponholz, so feggen die, de is joa so wiet janz good, awers he seggt man immer: Kinnings, krank is he egentlich nich, he brufft man blot 'ne Supp' mit en beten wat in! „Joa, Sponholz, de kann so wat seggen, de hett wat dato. Awers de Globlowner! Wo tallu de 'ne Supp' herkegen mit en beten wat in?“

So verging Tag um Tag, und Dubslav, dem herzlich schlecht war, sah nun selber, daß er sich in jedem Punkt überreizt hatte. Mojsheles war doch immerhin ein richtiger Stellvertreter gewesen, und wenn er jetzt einen andern nahm, so traf das Sponholzen auch mit. Und das mocht' er nicht. In dieser Nothlage sann er hin und her, und eines Tages, als er mal wieder in rechter Bedrängnis und Armut war, rief er Engelle und sagte: „Engelle, mir is schlecht.



Andreas, Kindermörder in Bonn, Bonn in Bonn



Wider die Ehe im die Ehe in Bonn



Augustin in Bonn



Die Ehe in Bonn, Bonn in Bonn



Die Ehe in Bonn



Andreas, Kindermörder in Bonn, Bonn in Bonn



Wider die Ehe in Bonn, Bonn in Bonn



Wider die Ehe in Bonn, Bonn in Bonn



Wider die Ehe in Bonn, Bonn in Bonn



Die Ehe in Bonn



Die Ehe in Bonn



Die Ehe in Bonn, Bonn in Bonn



Die Ehe in Bonn



Die Ehe in Bonn, Bonn in Bonn



Die Ehe in Bonn, Bonn in Bonn

Skulpturen von Walter Schott.

Aber rede mir nich von dem Doktor. Ich mag unrecht haben, aber ich will ihn nicht. Sage, wie sieht das eigentlich mit der Buschen? Die soll ja doch Herbst vorm Jahr Koffat Mohrbeds Frau wieder auf die Beine gebracht haben."

"Ja, die Buschen . . ."

"Na, was meinst du?"

"Ja, die Buschen, die weih Bescheid. Versteht sich. Man bloß, daß sie 'ne richtige alte Dore is, und um Walsburgs is sie weitens weg. In die Mägens gehen immer Sonnabends hin, ganz still und heimlich, wenn's schummert, und Linde hat auch schon welche notiert und Anzeige gemacht. Aber sie streiten alle Stein im Bein, und ein paar haben auch schon geschworen, sie wüsten von gar nichts."

"Kann ich mir denken. Und vielleicht war's auch nich so schlimm. Und dann, Engelle, wenn du meinst, daß sie so gut Bescheid weih, da war's am Ende das beste, du gingst mal hin oder schickst wen. Denn deine alten Beine wollen auch nich mehr so recht, und außerdem is Schlackenweiter. Und wenn du mir auch noch fränk wirst, so hab' ich ja keine Krage mehr, die sich um mich kümmer. Woldegar is weit weg. Und wenn er auch in Berlin wäre, da hat er doch seinen Dienst und seine Schwadron und kann nich den ganzen Tag bei seinem alten Vater sitzen. Und außerdem, Krankenpflegen ist überhaupt was Schweres, und darum haben auch die Katholiken 'nen eignen Segen dafür. Ja, die verstehn es. So was verstehn sie besser als wir."

"Nei, gnäd'ger Herr, besser doch wohl nich."

"Na, lassen wir's. So was is immer schwer festzustellen, und weil heutzutage so vieles schwer festzustellen ist, haben sich die Menschen das angeschafft, was sie 'ne Enquete nennen. Keiner kann sich freilich so recht was dabei denken. Ich gewiß nicht. Weißt du, was es ist?"

"Nei, gnäd'ger Herr."

"Siehst du! Du bist eben ein vernünftiger Mensch und hast einfach ein Einschn davon, daß es eigentlich am besten wäre, wenn ich zu der Buschen schick. Was die Leute von ihr reden, geht mich nichts an. Und dann bin ich auch kein Mädchen. Und Linde wird mich ja wohl nicht aufschreiben."

Engelle lächelte: "Na, gnäd'ger Herr, dann werd' ich man unten mit uns'r Mamsell Prißbur sprechen; die kann denn die Lütte Marie rauschicken. Marielen is letzten Michaels erst eingeseget, aber sie war auch schon draußen."

Noch an demselben Nachmittag erdichen die Buschen im Herrenhause. Sie hatte sich für den Besuch etwas zurecht gemacht und trug ihre besten Kleider, auch ein neues schwarzes Stoffkleid. Aber man konnte nicht sagen, daß sie dadurch gewonnen hätte. Fast im Gegenteil. Wenn sie so mit 'nem Sauf über die Schulter oder mit 'ner Kiepe voll Meißig aus dem Walde kam, sah man nichts als ein altes, armes Weib; jetzt aber, wo sie bei dem alten Herrn eintrat und nicht recht wußte, warum man sie gerufen, sah man ihr die Verchlagenheit an, und daß sie für all und jedes zu haben sei.

Sie blieb an der Thür stehen.

"Na, Buschen, kommt man 'ran oder stell' Euch da ans Fenster, daß ich Euch besser sehn kann. Es ist ja schon ganz schummrig."

Sie nickte.

"Ja, mit mir is nich mehr viel los, Buschen. Und nu is auch noch Sponholz weg. Und den neuen Berlinschen, den mag ich nicht. Ihr sollt ja Koffat Mohrbedens Frau damals wieder auf die Beine gebracht haben. Mit mir is es auch so was. Habt Ihr Courage, mich in die Kur zu nehmen? Ich zeig' Euch nicht an. Wenn einem einer hilft, is das andre alles gleich. Also nichts davon. Und es soll Euer Schaden nicht sein."

"Ich weest joa, gnäd'ger Herr . . . Se wöhren joa nich. In denn de Lid', de denken immer, ich kann heren un all so wat. Ich kann aber joa nich un hebb man blot en beten Liebködel un Wacholder un Allermannsharnisch. In allens blot, wie'l' s'inn muß. In de Gerichten können mi nich dobn."

"Is mir lieb. Und geht mich übrigens auch nichts an. Mit so was komm' ich Euch nich. Kann Gerichte selber nich gut leiden. Und nu sagt mir,

Buschen, wollt' Ihr den Fuch sehn? Einer is genau. Der andre sieht ebenso aus. Oder doch beinahe."

"Nei, gnäd'ger Herr. Kouten's man. Ich weest joa, wi dat is. Ihrt sitt et hier up de Post, un denn facht et sich, un denn sitt et hier unten. In is all een un dat sättig. Dat mit allens 'rut, un wenn et 'rut is, denn drückt et nich mehr, un denn können Se wedder gapfen."

"Gut. Leuchtet mir ein. Et muß 'rut' sagt Ihr. Und das sag' ich auch. Aber womit wollt' Ihr's 'rutbringen? Das is die Sache. Welche Mittel, welche Wege?"

"Joa, de Mittel hebb ich. In hebben wi ihrt de Mittel, denn sinnen sich oof de Weg. Ich schid' hüt noch Agnesen mit twee Tüten; Agnes, dat is Karoline ehr Lütt Deern."

"Ich weih, ich weih."

"In Agnes, de soll denn unnen in de Kück' goahn, to Mamsell Prißbur, un de Prißbur de soll denn den Thee moaken för'n gnäd'gen Herrn. Morgens ut de witt' Tüt, un abens ut de blue Tüt. In kümmer man 'nen gestrichen Schlüssel vull un nich to veel Boater; awers bullen mit et. In wenn de Tüten all s'inn, denn is et 'rut. Dat Boater nimmt dat Boater weg."

"Na gut, Buschen. Wir wollen das alles so machen. Und ich bin nicht bloß ein gedulbiger Kranker, ich bin auch ein gehoramer Kranker. Nun will ich bloß noch wissen, was Ihr mir da in Euren Tüten schicken wollt, in der weihen und in der blauen. Is doch kein Geheimnis?"

"Nei, gnäd'ger Herr."

"Na also."

"In de witt' Tüt is Bärapp un in de blue Tüt is, wat de Lid' hier Kagenpost nennen."

"Versteht, versteht," lächelte Dubslav, und dann sprach er wie zu sich selbst: "Nu ja, das kann schon helfen. Dazwischen liegt eigentlich die ganze Geschichte. Mit Bärappulver zum Einstreuen fängt die läche Gemohnheit des Feins an und mit Kagenposten hört es auf. So verläuft's. Kagenposten sind ja die gelben Immortellen, woraus sie die schrecklichen Kränze machen . . . Na, wir wollen sehn."

An demselben Abend kam Agnes und brachte die beiden Tüten, und es geschah, was beinahe über alles Erwarten hinaus lag: es wurde wirklich besser. Die Geschwulst schwand, und Dubslav atmete leichter. Das Boater nimmt dat Boater, an diesem Herenspruch, den er, wenn er mit Engelle plauderte, gern citierte, richteten sich seine Hoffnungen und seine Lebensgeister wieder auf. Er war auch wieder für Bewegung und Licht, wenn es das Wetter irgendwie gestattete, seinen Rollstuhl nicht bloß auf die Veranda hinausschieben, sondern fuhr auch um das Mündell herum und sah den kleinen Springbrunnen zu, der wieder sprang. Ja, es kam ihm vor, als ob er höher spränge. "Findest du nich auch, Engelle? Vor vier Wochen wollt' er nich. Aber es geht jetzt wieder. Alles geht wieder, und es ist eigentlich dumm, ohne Hoffnung zu leben; woju hat man sie denn?"

Engelle nickte bloß und legte die Zeitungen, die gekommen waren, auf einen neben dem Frühstücksstehenden Gartenstuhl, zu unterst die "Kreuzzeitung" als Fundament, auf diese die "Post" und dann die Briefe. Die meisten waren offen, Anzeigen und Anpreisungen, nur einer war geschlossen, ja sogar gesiegelt. Poststempel: Berlin. "Gieb mir mal das Papiermesser, daß ich ihn manierlich aufschneiden kann. Er sieht nach was aus, und die Handarbeit is wie von 'ner Dame, bloß ein bißchen zu dicke Grundrisse."

"Is am Ende von der Gräfin."

"Engelle," sagte Dubslav, "du wirst mir zu lang. Natürlich is er von der Gräfin. Hier is ja die Krone."

Wirklich, es war ein Brief von Melusine, samt einer Einlage. Melusines Heilen der Laueten am Schluß: "Und nun bit' ich, einen Brief beilegen zu dürfen, den unsre liebe Baronin Berchtsgaden gestern aus Rom erhalten hat, also von Armgard, deren Glück ich aus diesem Brief und allerhand kleinen, ihrem Charakter eigentlich fernliegenden Uebereinstimmungen erst so recht erkenne."

Dubslav nickte. Dann nahm er die Einlage

und las: "Rom, im März. Tenerste Baronin. In wen könnt' ich von hier aus lieber schreiben als an Sie? Vatican und Lateran und Grimal Nio Nonos, und wenn ich Glück habe, so bin ich auch noch mit dabei, wenn am Gründonnerstage der große Segen gesendet wird. Man muß eben alles mitnehmen. Von Rom zu schwärmen, ist geschmacklos und nutzlos dazu, weil man an die Schwärmerei seiner Vorgänger doch nie heranreicht. Aber von unsrer Reise will ich Ihnen erzählen. Wir nahmen den Weg über den Brenner und waren am selben Abend noch in Verona. Torre di Vondra".

Was mich andern Tags in der Capuletti- und Montechi-Stadt am meisten interessierte war ein großer Parkgarten, der, Giardino Giusti, mit über zweihundert Cypressen, alle fünfhundert Jahre alt und alle beinahe so hoch wie das Berliner Schloß. Ich ging mit Woldegar auf und ab, und dabei berechneten wir uns, ob wohl auch schon die schöne Julia hier auf und ab gegangen sei? Nur eins störte uns. In solcher Prachtvenue von Trauerbäumen gehört als Abschluß notwendig ein Mausoleum. Das fehlt aber. Im Giardino Giusti trafen wir Hauptmann von Gaja vom ersten Garderegiment, der, von Neapel kommend, bereits alle Schönheit Italiens gesehen hatte. Wir fragten ihn, ob Verona, wie einem beifällig versichert würde, wirklich die italienischste der italienischen Städte sei? Hauptmann von Gaja lachte. "Von Potsdam", meinte er, "kann man vielleicht sagen, es sei die preislichste Stadt. Aber Verona die italienischste? Nie und nimmer."

"Aus Benedig an dieser Stelle nur einen kleinen Zug. Unser Hotel lag ganz in der Nähe einer mit Barock überladenen Kirche: San Mofo. Das es einen Sanft Mofo giebt, war mir fremd und verwunderlich zugleich. Aber dann darft' ich (und war beruhigt) an uns're Gardementäre!"

"Florenz überspring' ich und erzähle Ihnen gleich lieber vom Traillinischen See, den wir auf unsrer Eisenbahnfahrt passierten. Woldegar, ein ganz klein wenig ein Tauchen-Motte, modie nicht darauf verzichten, auch den großen Hombal auf Herz und Nieren zu prüfen, und so stiegen wir denn in der Nähe des Sees aus, an einer kleinen Station, die, glaub' ich, Borghetto-Tuoro heißt. Es war auch für einen Laien über Erwarten interessant, und selbst ich, die ich gar keinen Sinn für derlei Dinge habe, verstand alles, fand mich in allem zurecht. Ja, ich hatte das Gefühl, daß ich in diesem hochgelegenen Engpaß ebenfalls über die Römer gefest haben würde. Der See hat viele Zu- und Abflüsse. Einer dieser Abflüsse (künstlich; ein bloßer Kanal) nennt sich der "Gummaris"; was mich sehr erlebte. Noch interessanter aber erdichen mir ein anderer Flußlauf, der, weil er am Schlußtage sich von Blut rötete, der "Sanguinetto" heißt. Das Diminutiv steigert hier noch die Wirkung. Der See ist übrigens sehr groß, zehn Meilen Umfang, und dabei flach, weshalb der erste Napoleon ihn auspumpen lassen wollte. Da hätte sich dann ein neues Herzogtum draus machen lassen . . ."

"Schau, schau," sagte Dubslav, "wer der blaffen Comtesse mit den großen Augen das zugetraut hätte! Ja, reifen und in den Krieg ziehn, da wird man anders." Und er legte den Brief beiseite. Zugleich aber war ein stilles Bedagen über ihn gekommen, und er überdachte, wie manche Freude doch das Leben habe. Vor ihm, in den Parkbäumen, schlugen die Vögel, und ein Buchfink kam bis auf seinen Tisch und sah ihn an, ganz ohne Schen. Das that ihm ungemein wohl. "Etwas ganz besonders Schönes im Leben ist doch das Vertrauen, und wenn's auch bloß ein Piepogel is, der's einem entgegenbringt. Einige haben eine schwarze Mitz und sagen: alles sei von Anfang an auf Nord und Ostschlag gestellt. Ich kann es so schlimm nicht finden."

Engelle kam, um abzuräumen. "Is ein schöner Tag heut," sagte Dubslav, "und die Krokusse kommen auch schon 'raus. Eigentlich hab' ich nich geglaubt, daß ich so was Süßliches noch mal sehn würde. Und wenn ich dann denke, daß ich das alles der Buschen verdante! Wertwürdige Welt! Sponholz hatte bloß immer seine grünen Tropfen, und Mofoheles hatte nichts als seinen eignen Torgelow, und tu kommt die Buschen, und mit einem Mal is es besser. Ja, wirklich merkwürdig. Und nu

„Krieg“ ich auch noch, wenn auch bloß leichweise, solchen hübschen Brief von einer hübschen jungen Frau. Noch dazu Schwiegertochter. Ja, Engelste, so geht's; nich zu glauben. Und da häßt du vorhin den Buchstaben sehr, wie mich der anjah. Bloß als du kamst, da floh er weg; er muß sich vor dir gesaukt haben.“

„Ach, gnäd'ger Herr, vor mir graunt sich keine Kreatur.“

„Will dir's glauben. Und du sollst sehr, heute haben wir 'nen guten Tag, und es kommt auch noch wer, an dem man sich freuen kann. Wie mir schlecht war, da kam Kosteleger und die Prinzessin. Aber heute kam ein Buchstaf. Und ich bin ganz sicher, der hat noch ein Gefolge.“

Dubslav's Ahnungen befielen recht; und als der Nachmittag da war, kam Lorenzen, der sich, seitdem der Alte seinen Klagenpöschchen trant, nur selten und immer bloß flüchtig hatte sehen lassen. Aber das war rein zufällig und sollte nicht eine Mißbilligung darüber ausdrücken, daß sich der Alte bei der Buchen in die Kur gegeben.

„Nun endlich,“ empfing ihn Dubslav, als Lorenzen eintrat. „Wo bleiben Sie? Da heißt es immer, wir Jantur wären kleine Könige. Ja, wer's glaubt! Alle kleinen Könige haben ein Gefolge, das sich in Huldigungen und Parzelbäumen überschlägt. Aber von solchem Gefolge hab' ich noch nicht viel gesehen. Wurd' ich freilich hier gewesen und dann Kosteleger und dann die Prinzessin, aber der, der so halb ex officio kommen sollte, der kommt nicht und schickt höchstens mal die Kuliße oder die Gfriebe mit 'ner Anfrage. Sterben und verderben kann man. Und das heißt dann Seesorge.“

Lorenzen lächelte. „Herr von Stedlin, Ihre Seele macht mir, trotz dieser Vernachlässigung, keine Sorge; sie zählt zu denen, die jeder Spezialempfehlung entbehren können. Können Sie mich sehr menschlich, ja beinahe für einen Varrer lächerlich sprechen. Aber ich muß es. Ich lebe nämlich der Ueberzeugung, der liebe Gott, wenn es mal so weit ist, freut sich, Sie wiederzusehen. Ich sage, wenn es so weit ist. Aber es ist noch nicht so weit.“

„Ich weiß nicht, Lorenzen, ob Sie recht haben. Jedenfalls aber befinde ich mich in meinem derzeitigen erträglichen Zustande nur mit Hilfe der Buchen, und ob mich das nach oben hin besonders empfehlen kann, ist mir zweifelhaft. Aber lassen wir die heikle Frage. Erzählen Sie mir lieber was recht Hübsches und Heiteres, auch wenn es nebensächlich etwas ganz Alles ist, etwa das, was man früher Mädelchen nannte. Das ist mir immer das Liebste gewesen und ist es noch. Was ich da so in den Zeitungen lese, voran das Politische, das weiß ich schon immer alles, und was ich von Engelle höre, das weiß ich auch. Weltmäßig — natürlich nur vom allergehörigsten Zeitungsfeststandpunkt aus — ein wahres Glück, daß es Unglücksfälle giebt, sonst hätte man von der Zeitungslektüre so gut wie gar nichts. Aber Sie, Sie lesen auch sonst noch allerlei, darunter sogar Gutes (freilich nur selten), und haben ein wunderbares Gedächtnis für Männergeschichten und Anekdoten aus allen fünf Weltteilen. Außerdem sind Sie Friederichs-Aer-Mann, was ich Ihnen eigentlich am höchsten anrechne, denn die Friederichs-Aer-Leute, die haben alle Herz und Verstand auf dem rechten Fleck. Also suchen Sie nach irgend was der Art, nach einer alten Fietens- oder Wägers- anekdote, kann meinewegen auch Wranzel sein — ich bin dankbar für alles. Je schlechter es einem geht, je schöner kommt einem so was kavalleristisch Feisches und Uebermäßiges vor. Ich spiele mich persönlich nicht auf Helidentum aus, Remonieren ist ein elendes Handwerk; aber das darf ich sagen: ich liebe das Heldische. Und Gott sei Dank kommt dergleichen immer noch vor.“

„Gewiß kommt so was immer noch vor. Aber, Herr von Stedlin, all dies Heldische...“

„Nun aber, Lorenzen, Sie werden doch nicht gegen das Heldische sein? So weit sind Sie doch noch nicht!“

„Wein.“

„Hören Sie, dann werd' ich aber ernstlich böse.“

„Das werden Sie nicht. Dazu sind Sie viel zu gut.“

„Sie wollen mich einfangen. Aber diesmal glückt es nicht. Was haben Sie gegen das Heldische?“

„Nichts, Herr von Stedlin, gar nichts. Im Gegentheil. Helidentum ist gut und groß. Und unter Umständen ist es das allergrößte. Lasse mir also den Heronkulitus durcheinan gefallen, das heißt, den ersten und rechten. Aber was Sie da von mir hören wollen, das ist, Verzeihung für das Wort, ein Helidentum zweiter Gattung. Mein Helidentum — soll heißen, was ich für Helidentum halte — verläuft still, unsichtbar, unhörbar. Das gehört recht eigentlich mit dazu: nicht davon hören. Aber freilich, wenn die Welt dann ausnahmsweise davon hört, dann horch' ich mit auf, und noch ganz anders wie ein Kavallerieoffizier, das die Trompete hört.“

„Gut. Meinewegen. Aber Weisheit.“

„Nann ich denken. Da sind zunächst die fanatischen Erfinder, die nicht ablassen von ihrem Ziel, unbekümmert darum, ob ein Pflig sie niedererschlägt, oder eine Explosion sie in die Luft schleudert; da sind dann weiter die großen Metterer und Steiger, sei's in die Höh', sei's in die Tiefe, da sind die Klarleute, die zur Sonne wollen, da sind die, die den Meeresgrund abtauchen wie 'ne Wiese, und da sind die Weltleitendurchwandler und die Nordpolfahrer.“

„Ach, der ewige Janfen. Janfen, der, weil er die bei Sibirien verlorene Hofe bei Grönland wieder fand, auf den Gedanken kam: Was die Hofe kann, kann ich auch.“ Und daraufhin fuhr er über den Pol oder wollte wenigstens.“

(Fortsetzung folgt.)

Walter Schott und seine Werke.

von Georg Galland.

(Siehe das Porträt Seite 272 und die Illustrationen Seite 269 und 268.)

Die heutige Bedeutung der plastischen Kunst bei uns hat für den Historiker nichts Ueberraschendes und Unbegreifliches. In ihrer Eigenart schon ausgeprägte Persönlichkeiten, seien und freigelegte für alle Handlungen ihres öffentlichen Lebens, dazu die aus der tiefen Entschlossenheit ihres patriotischen Bewusstseins hervorgegangene Entschlossenheit zum monumentalen Ausdruck — diese und andere Erscheinungen unserer Zeit haben offenbar zu der künstlerisch hohen Stellung der Arbeit unserer Bildhauer die Veranlassung gegeben. Und die „Kunststadt“ Berlin, deren Ueberlegenheit auf den Gebieten der Malerei und des Kunstgewerbes anderwärts sicherlich nicht ohne Grund bestritten wird, darf wenigstens auf ihre Bildhauer mit Stolz und Recht stolz sein. Haben doch in den letzten Jahren die Berliner Meißelmeister sich nahezu auf allen größeren nationalen Konturrenzen erste oder zweite Preise geholt, und beweisen doch einige in Amerika jüngst ausgeführte, beziehungsweise noch ausstehende Monumente, daß man bezuglich in jenem Ausland die Fähigkeit unserer Kräfte sehr zu schätzen weiß.

Erstentlich und vordringend ist ferner der Umstand, daß der Schwerpunkt der plastischen Leistungen in den großen Kunsthandsellungen der Reichsmetropole nicht etwa in den Werken der älteren Meister liegt, obwohl unter diesen Namen von besten Künstlern, wie A. Weges, Siemering, C. Lehmann, G. G. Herber, F. Schaper, Dunderhoffer vornehmlich. Jüngere Meister, wie Alf. Geiger, V. Manzel, Peter Dreuer, Knapstein, J. G. Schott — um von den jüngsten nicht erst zu reden — bestimmen nun Jahr zu Jahr immer mehr den höchsten Eindruck, den wir jetzt auf den Ausstellungen von der zeitgenössischen Skulptur empfangen. Als einer der am meisten sympathischen Künstler in der Gruppe der Jüngeren hat Walter Schott die Aufmerksamkeit des Publikums neuerdings durch die Figur einer „Vallpielerin“ im hohen Grade gewonnen. Wie einst der Spanier Goya in zwei Gemälden dasselbe Modell bebildet und unbelibet darstellte, so hatte auch Schott diese jugendliche Vallpielerin, die in ihrer gebundenen Haltung an das Motiv des berühmten der antiken Diktatorin erinnert, in zweifacher Erscheinung, belibet und hüllenlos, auf die Berliner Ausstellung 1897 gestellt.

Wie alle Künstler, die nicht den geraden, bequemen Weg durch die Akademie und die akademischen Meisterateliers nehmen, sondern sich frühzeitig selbständig und eigenwillig bilden, hat Schott manchmal mit Irrungen und Störungen zu kämpfen gehabt, bevor seine Individualität in die rechte Bahn gelangte und sein Talent die sichere technische und künstlerische Höhe ermöglichte, die seine letzten Arbeiten bekunden. Walter Schott wurde am 18. September 1861 in Jilfenburg am Darz geboren, wo sein Vater Leiter der Kunstgerei des Grafen Stolberg war. An einer gewissen Anregung zu technischer Beschäftigung hat es nicht in der Heimat dem Knaben, der bis zum fünfzehnten Lebensjahr das Gymnasium zu Wernigerode besuchte, nicht gefehlt. Aber der technische

Bezug des Vaters war doch keineswegs das Maßgebende für seine damalige Gebantenrichtung, und niemals wurde in der Familie das Wort „Künstler“ oder „Bildhauer“ mit Bezug auf den Sohn gesprochen. Er wollte unangesehen vieler See-Führer werden. Aber die wissenschaftlichen Vorstudien, das gelübte Berbarren am Schreibtisch des Studierzimmers, während es draußen munter jugend, jagten ihm wenig zu. Echtheit, phantastisch, in der freieren Waldnatur freilich aufgemacht, konnte er keine größere Lust, als sich in Wald und Feld unbeeinträchtigt zu tummeln. Wenn man für Jola als ein wichtiges Moment seiner Entwicklung bezeichnet, daß er sich monatelang ziellos in den Pariser Gassen herumgetrieben, lange bevor er ein begehrt Romanfänger war und ahnen konnte, daß er es je werden würde, so braucht man auch wohl nicht bei einem Künstler das ungebundene Augenleben in der freien Gottesnatur zu verheimlichen, das für die Liebe zu jener den Grund legte und den Pflig für die Schönheit all ihrer Gebilde schärte — solange, bis er plötzlich zu Kerker und weichen Holz geft, um im schpferischen Drange Gestalten und Formen aus totem Material entstehen zu lassen, Menschen und Tierkörper, was ihm gerade einfiel.

Mit der Geburt des Künstlerinstincts ist es genau wie mit der Liebe. Sie ist da, plötzlich, unbewußt, und ohne die späteren mit dem einen wie mit der anderen verknüpften Lebenspläne. Das Begehren fängt erst an mit der ersten ernsten Frage: Welchen Weg willst du fortan wandeln? Entschiede dich, Anabe! — Diese alte und doch ewig junge Verantworte, die der Vater mit dem Sohn erörtert, sie löst ihm die Sprache — und das Geheimnis seiner feinsten Liebe ist damit der Welt preisgegeben. „Bildhauer“ wollte er werden, und der Vater billigte es und schickte ihn nach Hannover in Dopeners Atelier. Dieser Meister, dessen Name nur selten über die Provinz hinaus drang, die er mit einigen tüchtigen Romanisten befehlt hat, erhebt wie aus ähnlichem Holz geschnitten. Ungezweigt sehr begabt, aber ohne strenge künstlerische Schulung und durch die Ungunst der Verhältnisse in seinem Können und Willen beeinträchtigt, war er auf die Dauer wohl kaum der geeignete Lehrer gerade dieses Schölers. Im 1880 vertauschte deshalb der junge Schott Hannover mit der Reichshauptstadt. Hier blieb ihm nach Tage der Dinge zur weiteren Ausbildung nichts weiter übrig, als bei einem der namhaften Berliner Meister als Gehilfe unterzuschleichen. Auch unter den Augen von Reinhold Weges und Fritz Schaper hat er vorübergehend gearbeitet.

Zeit seiner Selbstständigkeit (1884) lernte sein Name in den Katalogen der Berliner Ausstellungen nicht regelmäßig, aber von Zeit zu Zeit wieder. Das erste Ausstellungsbild war eine Marmorstatue. Das Porträtbild, auf das er sich nun vornehmlich angewiesen sah, liegt ihm auch ausnehmend gut. Nicht er doch die ideale Wabe, mit dem natürlichen Feuer seines persönlichen Bewusstseins sein Werk zu durchdringen. Bald stellt er in seinen Büsten ungewöhnlich die glatte Ruhe der freistehenden kompositischen Mäntellichkeit, bald der eines vornehmen, liebenswerten Frauencharakters. Man vergleiche nur die in diesem Blatte wiedergegebenen Büsten Kaiser Wilhelms II., des verewigten Fürsten Otto zu Stolberg-Wernigerode, des verstorbenen königlichen Konjunkturrefers de Alpa mit seinen geschmackvollen, eleganten und feinsinnigen Schöpfungen edler Frauenköpfe und zarter Kinderporträts. Schon in der vor Jahren entstandenen Büste seiner schönen blonden Gattin fand seine Fähigkeit einen künstlerisch hohen Ausdruck, so daß dieser prächtigen Leistung auf mehreren Ausstellungen anmahnende Anerkennung von Seiten der Kritik wie des Publikums gestellt wurde.

Ein Porträtwerk von Walter Schott hat immer etwas Frappantes in der Auffassung, nichts Kleinliches, im Gesamtteil: ein einfach bedeutender Eindruck der dargestellten Persönlichkeit scheint beabsichtigt. Aber zum Beispiel die erwähnte Büste des deutschen Kaisers in Gardeuniform betrachte, wird sich wohl zugestehen, daß ein zweites so charakteristisches und zugleich repräsentatives plastisches Bildnis des Herrschers nicht existiert. Dieser Umstand hat dazu beigetragen, daß der Kaiser ihm gern mit Aufträgen beehrt und ihn sogar als und zu in seinem abgeleiteten Atelier in Wernigerode, dem zu einer Art Bildhauerschule genoderten Vorort Berlins, aufsucht, um sich persönlich von dem guten Fortgang irgend eines gerade in Arbeit befindlichen Werkes zu überzeugen. Sollte dem kunstfrümmigen Monarchen nicht Schotts offenkundige Dummigkeit zum französischen Klassizismus, zum Stil des roi soleil so sympathisch sein? Diese Veranwandlung der porträtistischen Behandlung des Meisters ist keineswegs aus der Nachahmung entstanden; sie ist vielmehr der feingebildeten Ausdruck eines übereinstimmenden künstlerischen Naturells. Schott hat auch die Antike in unsern Museen fleißig studiert und zum Beispiel jener vielverehrten Aufgabe der „Lanzenden Mänade“ seine fast gestaltende Kraft geteilt, zunächst erfolglos; sie hat ihn aber noch nachher gelehrt. Gleichzeitig wies ihn sein Gifer nach Italien, wo das Studium namentlich der gemalten Meister des Quattrocento seine nie trivial werdende Weisheit verteilte und verteilte. Aber den lebenshaften, wohl für lange noch vorhaltenden Eindruck brachte er, nach eigenem Geständnis, aus Paris mit, wo ihm die Plastik der dort maßgebenden

Meister auch nach der decorativen Seite hin mächtige Anregungen bot.

Gerade für das Decorative hatte er bereits früher verschiedene Proben seiner Begabung gegeben, zum Beispiel mit den Randalberggruppen am Neuen Palais in Potsdam. Nach seinen entzückenden Modellen wurden diese Gruppen um die Stämme hoher eisenzeitlicher Randalaber, die an der Vorderfrontung der ausgedehnten Schlossreitertreppe sich erheben, als fantasievolle Umhüllung in gedrucktem Sandstein ausgeführt. Zum Verständnis dieser Bildwerke erwäge man, daß hier die Doppelfiguren von Mars und Venus, Pan und Bacchantin, Satyr und Kompe, Fauna und Jüngling und so weiter, die bald den Stamm netzförmig umtanzen, bald sich in toller Liebesschlange verbergen und haben, bald bei erheitertem Zusammensein an dem ragenden Stamme eine sichere Stütze finden — daß diese Gruppen in Idee und Stimmung sich der idealen friedericianischen Balustradenanordnung anschließen hatten. Aber sie sind trotzdem originell und frisch empfunden, zumal die hüllenlosen Gestalten, die Kompen und Bacchantinnen mit Geißeln in den Wangen, schwellenden Gliedern, in verzerrten Stellungen und voll strotzender Gesundheit, wie echte Kinder der Muse Walter Schotts.

Wie sehr man auch dieses decorative Talent für das heute jedem ehrgeizigen Bildhauer so begehrteste Gebiet des Monumentalen verwenden könne, traten dennoch Aufgaben solcher Gattung bisher noch wenig an unsere Bildhauer heran. Wer da freilich weiß, welche Opfer an Zeit, Arbeit und Geld der freie Wettbewerbs am Denkmal in unserer Zeit erfordert, wird sich über dieses Zurücktreten Schotts nicht eben wundern, und ebensowenig darf es überraschen, daß einzelne schaffensmächtige, ja geniale Kräfte sich noch niemals unter den Siegern befinden haben, da doch der Erfolg mitunter mehr von der Kunstausstattung der Preisrichter als von dem absoluten Wert der Leistung abhängig ist. Wer sich indes der Konfurrenzmodelle Schotts für das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelm I. und für ein Festgedenkmal noch erinnert, der wird zugestehen, daß in beiden Fällen eine künstlerische Lösung der schwierigen Aufgaben erreicht und glücklich verbracht wurde. Der Meister hat übrigens in einer der Reiterfiguren für das Kaiserhaus zu Gostlar — als Konfurrent des verstorbenen Lobereiters — seine Belohnung für den monumentalen Ausdruck der Plastik schon bewiesen, wie er sie in dem von Kaiser für die Siegesallee in Berlin bestellten Denkmal Albrechts des Bären demnächst noch erfolgreicher beweisen dürfte.

Die Idee des Monarchen, diese den Tiergarten durchschneidende Allee mit den Standbildern der brandenburgischen Fürsten und je zwei Heldenbüden der verdienstlichen Männer aus allen heimischen Geschichtsepochen einzufassen, hat schon viele Feder in Bewegung gesetzt. Sie ist im Grunde genommen nur die Erweiterung einer bereits vom Großen Kurfürsten in dem sogenannten Alabasteraal des alten Berliner Schlosses einst verwirklichteten Idee, die der Schreiber dieser Zeilen in einer früheren Abhandlung: „Eine Ratheshalle des Großen Kurfürsten“, zum erstenmal erläutert hatte. Am besten sind natürlich diejenigen Künstler daran, die an jener Feststraße die durch große Thaten weltberühmt gewordenen Fürsten zu verbrüderlichen haben, zumal die aus alter Vergangenheit, deren

Gehalt und Lage nicht historisch genau festsetzen, sondern der Phantasie mehr oder minder freien Spielraum lassen. Schott ist glücklicherweise vor eine sehr dankbare Aufgabe gestellt worden. Er führt, wie oben schon gesagt, Albrecht den Bären als ersten Markgrafen von Brandenburg, als den gerüsteten Verehrer des Christentums, in überlebensgroßer Figur vor.

Die Anordnung jeder Gruppe der Siegesallee soll so getroffen werden, daß ein von einer hohen Feste hinten

ganz verchiedenartige Typen älterer Prälaten, höchst interessante Physiognomien von überlegender Wahrheit bot, die zugleich — wohl um den Kontrast zu dem hochgeordneten Fürsten zu verstärken — die niedrigere bäuerliche Herkunft nicht verleugnen. Ich meine, diese so kraftvoll behandelte Gruppe, von der unter Vester die Hauptrolle vor Augen haben, wird auch später in Mariner an Ort und Stelle ihre außerordentliche Bildwirkung nicht verleugnen. Was aber den ganzen naturnächlichen Vollzug der Siegesallee betrifft, so wäre es durchaus verfehlt, hier den Maßstab des Reinfürstlichen anzulegen. Er dürfte, wenn das übrige an die Verfertigung von Schott wenigstens annähernd heranreicht, sicherlich das großartigste Denkmal der höchsten Kunst unserer Zeit werden.

Zum Schluß gestatte der freundliche Leser nur noch einen flüchtigen Hinweis auf ein paar Arbeiten Schotts, die ohne Zusammenhang mit dem besprochenen stehen. Seine amnützige allegorische Gruppe: „Die Vögel soll nicht wissen, was die Rechte thut“, dargestellt durch ein junges Weib und ein Kind, die Weintrauben pflücken, gehört jener früheren Thätigkeit an, als er noch ziemlich hart unter Begas Einfluß stand. Zwei seiner köstlichen weiblichen Figuren tragen Bezeichnungen, wie „Erkältung“, ein passabiler Herkulesknabe, der gepreist dastehend zwei Schlangen erkrummt, ein reichentworfenes Jagdhorn mit sehr geschmackvollen Details, und endlich das Modell der bekannten Teufelzüge der Centenarier für Kaiser Wilhelm den Großen — das sind nur einige weitere Proben der Geschicklichkeit und Beständigkeit des Künstlers, die uns noch mancher herrlich geistige Frucht und ihm selbst eine an ehrenvollen Erfolgen reiche Zukunft versprechen.

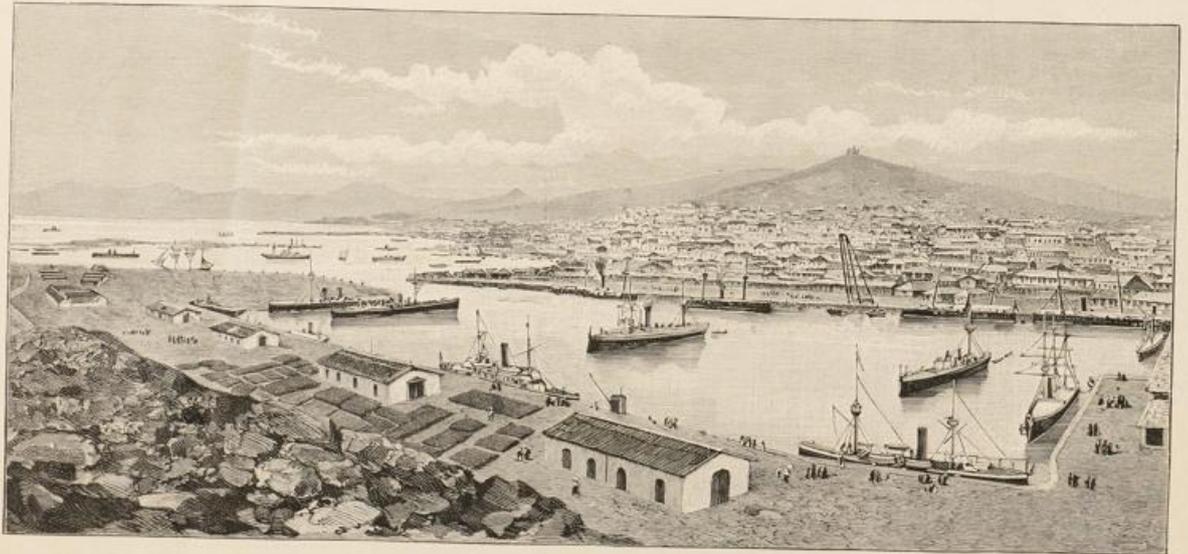
### Port Arthur.

Port Arthur, die während des japanisch-chinesischen Krieges heiß umkämpfte und neuerdings, seit der Besetzung durch die Russen, vielgenannte Hafenstadt an der Südspitze der Halbinsel Kuangtung, bildet mit dem gegenüberliegenden, nur 80 Seemeilen entfernten Kriegshafen Wei-hai-wei eine starke Position zum Schutze der Mündung des Peicholuffes, sowie der Provinzialhauptstadt Tientsin und der chinesischen Reichshauptstadt Peking. Durch einen Kanal sieht der zweierhalb Kilometer lange und anderthalb Kilometer breite Hafen mit einer Bai in Verbindung, deren Uferlänge dreizehn Kilometer beträgt. Ein auf den Höhen errichteter Stranz von Forts ist mit Artilleriegeschützen schwersten Kalibers ausgerüstet. Dahinter erheben sich Katernen und Magazine. Vor einem Jahre hat noch ein elendes Fährboot, jählt Port Arthur — von den Chinesen Tschingtau genannt — heute gegen 5000 Einwohner. Am 24. November 1894 wurde die Festung von den Japanern unter General Tsushima erobert und am 14. Februar 1895 auch Wei-hai-wei gewonnen, nachdem die Schiffe der chinesischen Kriegsmarine teils durch Torpedoboote zerstört, teils erobert worden waren. Beide Häfen wurden nach dem Friedensschlusse auf das strengste besetzt und mit allen Einrichtungen der modernen Befestigungs- und Artilleriemittel versehen. Telegraphische und telephonische Leitungen verbinden in Port Arthur alle Anstalten und Befestigungen; elektrisches Licht erhellt den Eingang zum Hafen, dessen Leuchtthurm auf dreißig Kilometer Weite sein Licht entsendet.



Walter Schott

halbbrunn geschlossener Platz in seiner Mitte das Standbild auf schlichten Postament mit Inschrift erhält. Eine halb- runde Marmorbank schmiegt sich der grünen Laubhecke an; sie wird durch das erhabene Hermenpaar in drei Teile gegliedert. Die Bank mit ihren ornamentierten abbildenden Wangen, die Postamente der Statue und der beiden Büden erhalten den historischen Teil des durch die Marmorgruppe vergegenwärtigten Festlagers. Schott hat hier einen herrlichen Fächertypus des Mittelalters geschaffen, ihm eine großartige Haltung, edle, aber etwas harte und hart geschnittene Linien und einen sehr bedeutenden Ausdruck der Wiener gegeben, während er in den beiden Bishofsfiguren



Port Arthur.



Die fünf Sinne: III. Geruch. Nach dem Gemälde von Julius Adam.

## Die Sjungersteine.

Roman

Gertrud Franke-Schievelbein.

(Fortsetzung.)

Als Karl Bedekind die Hand mit den eng beschriebenen Bogen sinken ließ, hatte sich in ihm eine seltsame Wandlung vollzogen. Er war überzeugt, daß Hubert nicht anders habe handeln können — ja dürfen.

Dieser glänzende Geist — und das bescheidene, gute Geschöpf! Die Eiche ist auch einmal ein Strauch gewesen, wie die Wildrose neben ihr. — Er dachte schon wieder mit Huberts Gedanken. Sein Verstand, seine Weltkenntnis, die gewöhnlichste Lebensflucht mußten diesem recht geben.

Aber etwas in ihm empörte sich doch wild dagegen. Unbefriedigt forderte es Unmögliche als sein gutes Recht. Und es war nicht totzutreiben.

Karl ließ in feierhafter Sprache durch das kleine möllige Zimmer und überhörte ganz, daß an der Thür seines Büreaus mehrmals geklopft wurde, und daß allerlei Geräusche aus dem Vorzimmer drangen. Endlich wurde er auf eine Frauenstimme aufmerksam.

Eine Klientin, dachte er. Aber er war jetzt nicht in der Verfassung, jemand seinen Rechtsbeistand zu leisten.

Da klopfte es noch einmal, und nun rief es dicht an der Thür: „O Herr Doktor! Ich muß Sie sprechen!“

Johanna!

Mit drei Schritten war er da und schloß auf. Und Johanna trat ein, ohne ihn zu grüßen. Mit wankenden Schritten ging sie bis zum nächsten Stuhl. Sie sank darauf nieder wie in halber Ohnmacht, schloß die Augen und sah so eine ganze Weile stumm, ohne sich zu regen, nur schwer und erstickt atmend.

Karl brachte ihr ein Glas Wasser und setzte es ihr an die Lippen. Sie trank hastig, wie verschämmt. Dann legte sie den Rücken gegen die Stuhllehne und sah mit vergebenden Augen zu ihm auf.

„Sie wissen —?“ murmelte sie.

Er nickte. „Eben,“ sagte er. Dann fiel ihm ein, daß der Brief noch auf dem Tisch lag. Er streckte ihn möglichst unauffällig in die Tasche. Johanna durfte ihn nicht lesen.

„Ich hab' schon heut früh...“ stammelte sie, den Kopf kraftlos hintenüber gelegt, während ihre Augenlider unter den halb geschlossenen Lidern unheimlich hin und her gingen. „Aber ich war wie zu nichts... hab' gelegen... mich nicht gerührt... es war, als wenn mir einer mit einem Beil vor den Kopf...“

Sie strich mit der blutlosen Hand über die Stirn. „Der Verstand ganz weg... Und das Kind schrie. Ich konnte mich nicht regen... Bis endlich die Nachbarn... Und da hab' ich mich zu Ihnen geschleiert...“

Sie war ganz saftungslos und düsterte in halber Betäubung vor sich hin, ohne Kraft, ohne Halt, ohne im Grunde zu wissen, was sie eigentlich wollte bei Karl Bedekind. Helfen konnte der ihr ja auch nicht.

Das sagte er ihr jetzt, so ruhig und gefaßt, als es seine eigene Grabschrift zuließ.

„Und sehen Sie, liebe Johanna,“ schloß er, „die Thatsache steht nun mal fest. Das Beste ist, sich mit ihr abzufinden.“

Sie sah mit ihren Augen auf und strich sich wieder über die Stirn. „Ich weiß nicht,“ murmelte sie, „ist denn der Welt verrückt geworden oder bin ich's? Er hat ja doch eine Frau... Er hat ein Kind... Er kann und doch nicht so ohne weiteres beiseite schieben. Wir leben ja doch!“

Und die tiefe Verwirrung des armen Klopfs, der gar nicht begreifen konnte, daß das recht sein sollte vor der Welt, was ihm als ein so ungeheuerliches Unrecht erschien, sah ihr so erschütternd aus den Augen, daß Karl Bedekind sich an seinen Büchern zu schaffen machte, um ruhiger zu werden.

„Vor dem Gezej —“ sagte er und blickte in-

grimmig drein. Als er aber merkte, daß sie gar nicht im stande war, ihn zu hören, gab er den Versuch auf, ihr ihre Rechtslosigkeit zu beweisen.

„Damals hab' ich's Ihnen ja gesagt,“ verfolgte sie ihre Gedanken weiter, „mir wär's als die schwerste Sünde erschienen, wenn ich ihm Mißtrauen gezeigt hätte... Und als er fortging... und die kleine Marie kam, als Ersatz für den Felix... und er schrieb immer gut und herzlich, und so ernst — und nie von einer andern Frau, wie früher wohl — mein Gott... aber nein —“ sie hob die gefalteten Hände gegen ihn auf — „sagen Sie mir, daß ich verrückt bin, daß ich einen fürchtbaren Traum habe... Gott! Das kann ja nicht wahr sein!“

„Liebe Johanna!“ war alles, was er herausbrachte. Aber bei diesem Ausbruch des Jammers regte sich in seinem guten Herzen etwas, das ihm nie zuvor in den Sinn gekommen war.

Sie war seit der Geburt des kleinen Mädchens voller und blühender geworden. Ihre sanfte Madonnenähnlichkeit hatte das Mutterglück noch mehr entwidelt. In ihrem schwarzen Kleide, mit den Schmerzlinien um Mund und Augen, erschien sie ihm wie eine junge Witwe, unendlich lieblich und rührend. Und diesen Eindruck verstärkten noch die Worte, die ihr unbewußt und ungehört von den Lippen quollen.

„Wir waren nicht getraut,“ küßte sie kofischütelnd. „Rein. Aber die Viertelstunde in der Kirche und die Interzessit auf dem Standesamt — macht denn das die Ehe? Wie viele, die sich vor hundert Zeugen Treue gelobt haben, halten denn zusammen, wie wir all die Jahre? Ich hab' mich als seine Frau gefühlt, seinen andern Gedanken gehabt als ihn. Ja, ich bin stolz gewesen auf seine Liebe, wie das Märchen in dem Stück von Goethe. Und wenn mich einer über die Achsel anfah — da hab' ich lachen können mit einem reinen Gewissen. Mein Gott! Mein Gott!“ schrie sie plötzlich laut auf, „was bin ich denn nun? Was ist mein Kind? Was soll ich ihm sagen, wenn es groß wird und nach seinem Vater fragt?“

Ihre dumpfe Anathie war plötzlich in ein klares, unbarmherziges Bewußtsein umgeschlagen. Sie sprang auf und ging ein paar mal händeringend durchs Zimmer. Jetzt schüttelte ihr die Wangen, in ihren sanften Augen brannte ein wildes Feuer. Ihre Brust wogte von leidenschaftlichen Gefühlen... In Schande und Selbstverachtung gestürzt aus ihrem stillen, fargen Glück, mit dem sie doch zufrieden gewesen war! —

Karl Bedekind rang mit einem Entschluß, der ihm immer gewaltiger, immer unentrinnbarer auf den Hals rückte.

Nein, nein, sagte er sich, du thust's nicht. Es wäre ein dummer Streich, den da vielleicht, wer weiß wie oft, bereuen würdest. Aber das Mitgefühl, das immer die Oberstimme bei ihm hatte, rief dazwischen: Du mußt's!

Und nun brach Johanna in Vorwürfe aus, gegen Hubert, gegen das Mädchen, das alles hatte, Reichtum und Kunst und Schönheit — und sich doch nicht entblödete, ihr, der Armen, das einzige Glück zu stehlen. Leidenschaftliche Verwünschungen, wilde Flüche und Drohungen stieß das ungeliebte Geschöpf in seiner Verzweiflung aus — ein Befehl, das nie ein böses Wort über die Lippen gebracht hatte, auch gegen seine Feinde nicht!

Jetzt erst hatte sie ihre Frauenehre verloren, und ihres Kindes Dasein war Sünde geworden!

Karl Bedekind ließen die Schauer des Entsetzens über den Rücken. Sie thut sich ein Leid an, dachte er in heißer Angst. Und als sie nun wie eine Nasende ihr Kind und sich beschimpfte, mit Ausdrücken, wie sie nie aus diesem sanften Munde gekommen waren — da hielt er sich nicht länger. „Johanna!“ rief er, „liebe, teure Johanna!“

Er trat ihr in den Weg, als sie an ihm vorbeistürmen wollte in dem fieberhaften Drang ihrer Raslosigkeit, und hielt sie mit beiden Armen fest. „Johanna! Hören Sie mich!“

Sie stierte ihm ins Gesicht, wie halb erwacht und zur Besinnung gekommen. Aber sie suchte sich von ihm loszureißen. „Was wollen Sie von mir?“ rief sie. „Nähren Sie mich nicht an! Ich bin giftig, unrein, bin ehelos!“

Aber seine Hände umspannten ihren Oberarm. Wie sie sich wand, sie kam nicht frei.

Endlich zwang er sie auf einen Stuhl, und als sie wie gebroden niederfiel, zog er einen zweiten Sessel neben den ihren und setzte sich, wie zu einem ruhigen Gespräch.

Sie sah vor sich hin in ihren Schoß, beschämt, wie es schien, über ihre Raslosigkeit. „Was wollen Sie?“ murmelte sie, jetzt wieder totentbläht und zitternd vor Schen. Sie schlug die Hände vor die Augen.

„Mein Gott, was hab' ich denn —? Was müssen Sie von mir denken?“ stammelte sie.

Er nahm ihr die Hände vom Gesicht. „Gute Johanna,“ sagte er so mild und weich, daß sie mit Entsetzen in seine Augen blickte, „was haben Sie nur für ihrichtiges Zeug geredet?“

Sie nickte und verfluchte ihm ihre Hände zu entziehen. In ihrer Brust zitterten noch die Stürme und fliegen als Seufzer auf. Doch wurde sie ruhiger und wunderte sich augenscheinlich über sein rätselhaftes Wesen.

„Wissen Sie eigentlich, daß ich Ihnen einmal gut gewesen bin?“ fragte er.

Sie errödete. „O — bitte,“ küßte sie und zog die Stirn kraus.

„In Göttingen. Sie sollten aber nichts davon wissen. Denn Sie zogen den Hubert mir vor. Wie natürlich. Ich hab' ihn aber arg beneidet.“

„O bitte, bitte!“ rief sie noch einmal flehend. „Lächeln Sie mich nicht!“

„Gott bewahre, liebe Johanna. Ich dachte nur, da Sie nun... doch wieder frei sind...“

Sie hobte ihre glühenden Augen in die seinen. Verhöhte er sie? — Oder... Gott im Himmel! War sie etwa in seinen Augen schon vogelfrei... eine Strohdörnerin, von der jeder Gefälligkeiten... Als erwarde sie Tod oder Leben aus seinem Munde, so sog ihr Blick sich fest an seinem Gesicht. Aber nein, dies runde, tonk so frisch rosige, jetzt ein wenig blaß gewordene Gesicht, sah nicht nach all den schredlichen Dingen aus, die ihr durch den Kopf spulten.

„Liebe Johanna,“ begann er wieder, „Sie sind mir auch als Huberts Frau... und jetzt... da Sie gleichsam keine Witwe sind... meinen Sie nicht, Johanna! Oder ja, weinen Sie sich ordentlich aus! Sie haben einen Freund, Johanna, der Sie hochachtet... so hoch, daß er Sie bittet —“ Er hatte ihre beiden Hände in die seinen genommen und sah sie treuerherzig an: „Werden Sie meine Frau, Johanna!“

Johanna hatte bei seinen sanften Worten zu weinen angefangen. Jetzt brach sie in ein so gewaltiges, unstillbares Schluchzen aus, daß er erschrocken ihre Hände losließ.

„Mein Gott, was hab' ich... hab' ich Sie... Neben Sie doch, Johanna!“

Aber sie schluchzte nur immer mehr. Endlich stammelte sie kaum vernemlich: „Sie guter, guter Mensch!“

„Na, na,“ murmelte er gerührt und schludete selber verräterisch.

„Daß es noch solche Menschen giebt,“ tief sie abgebrochen heraus. „Unter all den Gnoisten einen... der... der...“

„Na, na,“ brummte er, „einen, der gern eine nette Frau haben möchte. Das ist doch wahrhaftig... was machen Sie denn für Geschichten darum? Sagen Sie Ja, und wir schreiben heut noch dem Hubert...“

Ihre Thränen waren plötzlich verstiegt. Sie stand auf einmal vor ihm, würdevoll und gefaßt, und streckte ihm ihre Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie stark und ruhig. „Sie haben mir... nun kann ich wieder leben. Nicht wahr, es ist Ihr Ernst? Sie können mich noch adteu?“

„Daß ich Ihnen nicht den zwingendsten Beweis gebe, den ein Mann...“

„Ich werde es Ihnen nie vergessen!“ rief sie, und ihre Augen leuchteten auf. „Der liebe Gott gab mir's ein, zu Ihnen zu gehn. Sehen Sie, mir ist's, als wär' mir ein Felsblock von der Brust, unter dem ich schon halb erstickt wor. Ich kann doch wieder atmen.“ Und sie dehnte die Brust in einem tiefen, lebensschöpfenden Seufzer.

„Nicht wahr, Sie achten mich?“ wiederholte sie noch einmal dringender. Und ehe er antworten konnte, rief sie: „Ich sehe es ja! Nun will ich es tragen, wie schwer es auch sein wird.“

„Johanna,“ sagte er, „Sie haben mir noch nicht geantwortet.“

Aber sie hörte gar nicht. Sie war wie über Wolken emporgehoben, so weltentrückt, so viel größer, als ihr eigener großer Schmerz.

Sie schüttelte den Kopf. „Als wenn's nicht schwer und schlimm genug wäre,“ flüsterte sie. „Verlassen werden, allein sorgen müssen für sein Kind... warum sieht denn auch noch die Schande drauf? Ist das menschlich? Ist das christliches Erbarmen? Und der Mensch lebt ja doch von der Achtung! Wenigstens so ein schwaches Geschöpf wie ich, das seinen Widerstand in sich selbst hat. Aber nun hab' ich wieder Mut. Ich habe Sie immer so still verehrt.“

„Sagen Sie Ja, Johanna!“

„Nein,“ sagte sie unerschütterlich. „Ich möcht' Ihnen auf meinen Knien danken, aber zu einem neuen Leben hab' ich nicht mehr die Kraft. Mein Kind, das ist jetzt mein alles. Aber kommen Sie öfter. Ich brauche jetzt einen Freund.“ Sie ging hastig zur Thür. „Mein Gott, so spät! Es dunkelt schon! Und mein armes, kleines Mäuschen —“

Sie nickte ihm noch einmal zu, mit einem Blick, in dem ihre ganze Seele lag. Dann war sie verschwunden. Karl Befehnd war wieder allein.

Eine unheimliche Stille nach dem Drunter- und drüber der letzten Stunden!

Das Schreibzimmer war längst verlassen, todes-einsam erschien ihm seine behagliche kleine Wohnung. Und die Dunkelheit war plötzlich da. Sie schlich aus den Winkeln heraus und erfüllte die Räume, alle Farben, alles Helle, Heitere auslöschend, mit grauer Traurigkeit.

Jetzt hatte Karl Befehnd zum erstenmal Zeit, an sich selber zu denken.

Wie gut, daß er noch kein eigener Herr war!

Er streckte sich aufs Sofa. Die Dunkelheit that ihm wohl. Und still und gefast ließ er den Schmerz in seiner Brust wühlen. Lange genährte, seit Jahren mit ihm verwaohrene Hoffnungen hatte der heutige Tag zerhört. Damit mußte er fertig werden.

Die beiden Künstler, die Ausnahmenseelen Hubert und Charlotte, hatten sich gefunden. Johanna und er waren übrig geblieben.

Ja, dachte er resigniert, doch ohne Bitterkeit — denn er kannte das Leben — über Leute unsers Schlags gehen jene einfach zur Tagesordnung über.

Für die Villa Verghauer war's jetzt mit ihrer „vornehmen Ruhe“ vorbei. Tante Sophie, die sich ein paar Jahre lang des ungehörtesten Stillebens erfreut hatte, empfand den Wechsel zuweilen schmerzlich.

Erst, wie in einem Taubenschlag, gingen die Granulanten ein und aus. Danach kamen die Ausstattungsorgen. Jeden Morgen wurde angespannt, und der Konvil mit den jungen Mädchen — oder auch diese beiden allein, denn Kläre war jetzt gar nicht mehr zu trennen von ihrer Lotte — fuhren nach der Stadt, um in den besten Geschäften Einkäufe und Bestellungen zu machen.

Die Möbel sollten in Berlin gekauft werden. Aber alles übrige wollte Verghauer in lokalpatriotischem Gerechtigkeitsfinn seiner Heimatkraft zuwenden.

Auch hatte man ja für schwierigere Fragen, denen die jungen Mädchen nicht gewachsen waren, die Hausfrau par excellenc, Tante Sophie, zur Hand.

Tante Sophie brachte also das Opfer, trotz ihrer Unbehilflichkeit mitzufahren, als es sich um ein paar Hauptcoups handelte. Aber es stellte sich heraus, daß zwischen ihrer Auffassung von dem „Schönen und Nützlichen“ und der jüngeren Generation unüberbrückbare Gegensätze bestanden.

Schon die tadelnswürdige und überlegene Art, mit der Tante Sophie in den Läden auftrat, war den beiden Mädchen ein bißchen genant. Alles hatte sie schon besser und vollkommener gesehen, allen sachmännischen Erklärungen der Leute setzte sie offener Ungefallen entgegen. Sie hatte auch in Bezug auf diese Dinge ihre feststehenden Glaubenssätze, wohl-erprobt seit dreißig, vierzig Jahren. Die technischen

Fortschritte ignorierte sie so viel als möglich. Und wenn sie sich ihnen anbequemen mußte, fand sie gewiß so viele Nachteile heraus, daß das „gute Alte“ immer einen glänzenden Sieg davontrug.

Sie schwärmte für „Hausmacherleinen“ und „Handnäherlei“, und fand es geradezu unpassend, daß Lotte die weichen Baumwollgewebe vorzog. Im diesen Punkt entbrannte ein Kampf der Meinungen, nach dem Tante Sophie, die vergebens ihre unerschütterliche Zähigkeit ins Treffen geführt hatte, erklärte, daß sie sich jetzt um die ganze Geschichte nicht mehr kümmern würde.

Als die beiden Mädchen nach dieser bewegten Scene allein in ihrem Erkerstübchen waren, meinte Kläre anerkennend: „Alle Achtung! Die Nachgiebigkeit bist du gerade nicht.“

„Nein!“ rief Lotte, der die Waden noch brannten. „Und Gott sei Dank, daß die Bevormundung nun bald ein Ende hat. Du armes Ding — und sie umschlang ihre Schwester —, mach nur, daß du sie auch bald von dir abhüttelst.“

Kläres milchweiße Haut hatte sich plötzlich mit einem roßigen Schimmer überzogen. „Wer weiß —“ murmelte sie, nachdenklich durchs Fenster sehend.

„Denn der Hip wird doch nicht immer dein einziger bleiben,“ sagte Lotte scherzend hinzu.

„Vielleicht doch,“ meinte Kläre mit leichter Melancholie. Und dann plötzlich in ihre alte Lustigkeit umschlagend: „Ach was, ich will mein Leben erst genießen!“

„Du paßt ja auch besser zu Tante Sophie. Bist nicht so ein verdammt eigenstümiger Kacker wie ich. Und dann hast du auch mehr „Konservatives“ —“

„Solo,“ sagte Kläre bedencklich, „einer, der heiraten will, sollte doch nicht so besonders seinen Eigensinn und seinen Habitualismus betonen.“

„Warum denn nicht?“

„Ich verheirathe ja nicht viel von der ganzen Heiraterlei,“ — hierbei erröte Kläre von neuem — „aber mir scheint, zwei harte Köpfe, das bleibt Brüßchen. Und der Hubert sieht mir auch nicht aus, als wenn er weniger dillfösig wär“ als Tante Sophie.“

Lotte lächelte träumerisch. „Gegen Hubert werde ich doch nicht eigenfinnig sein. Zu dem sehe ich ja auf. Da wird's einem leicht, sich unterzuordnen.“ Kläre sah ganz verärgert aus. „Nann, du hast dich ja ganz ungetrennt. Sonst immer so ein Kränlein Nütz-mich-nütz-an, so daß kein Mensch sich an dich herannaagte. Und jetzt redeft du sogar von „unterordnen“ —“

„Der Rechte muß nur kommen,“ sagte Lotte mit demselben träumerischen Lächeln. Dabei langte sie aus ihrem Nähstohr — auch eine Ergrüncungshaft der letzten Zeit — eine Handarbeit und begann langsam und ungedult ein Monogram zu stiften.

Kläre sah ihr zu. „Und nun stichst du sogar. Als wenn das nicht jede andre ebenso könnte. Dabei wird's nicht einmal schon.“ Und Kläre nahm resolut ihrer Schmeißer die Arbeit aus der Hand und zeigte ihr, wie die Sache richtig angefaßt würde.

„Es ist ja nur ein Knädenhandbuch,“ sagte Lotte behäufend. „Ich möchte es doch gern lernen.“

„Aber du hast den wundervollen Ostenthirn angefangen. Papa war ganz entzückt von der genialen Anlage. Und nun läßt du die Farben eintrocknen — und stichelst.“

„Zum Malen hab' ich jetzt keine Ruhe.“

„Na ja, es geht ja jetzt ein bißchen bunt zu. Alle Tage was Neues. Das kommt erst wieder, wenn du verheiratet bist.“

„Ach,“ sagte Lotte zweifelnd, „dann kommt der Küchenzettel, und immer muß man hinter den Dienstboten her sein...“

„Aber du hast ja deine Leute.“

Lotte nickte heftig und aufgeregt. Sie bekam wieder ihre roten Waden. „Wenn die Hausfrau nichts versteht, so geht alles schief, und die Leute tanzen ihr auf der Nase rum. Und dann fehlt die Ruhe und die Behaglichkeit im Hause, und die Regelmäßigkeit, die der Mann — und vor allem Hubert — zum Arbeiten braucht.“

„Mein Gott, Lotte, wieviel junge Frauen verstehen denn mehr von der Wirtschaft als du! Du kommst mir ganz komisch vor. Und der Hubert —“

nimm's mir nicht übel! — so furchtbar verdoht kann der doch auch nicht sein.“

„Wer weiß!“ sagte Lotte mit seltsamer Betonung. Sie atmete ein paar mal heftig, näherte, ohne hinzusehen, drauf los und warf, als sie bemerkte, daß sie die Sache verpfuscht hatte, die ganze Arbeit fort.

Kläre zerbrach sich den Kopf über Lottes Sonderbarkeiten. Jrgend etwas steckte dahinter. Vielleicht ist's, daß der Hubert schon so ein Verhältnis gehabt hat, dachte sie. Sie hatte nur flüchtig davon erfahren und die Sache auch gar nicht für besonders wichtig gehalten. Aber Lotte faßte das vielleicht schwerer auf. Daß die Erinnerung an eine ehemalige Flamme des Geliebten nichts Angenehmes ist für eine Braut, leuchtete selbst der harmlosen Kläre ein.

Auch Verghauer hatte seine heimliche Bewunderung über seine Aelteste. Ihre schöne, sprühende Gelterkeit, ihr lebhaftes Temperament, ihr Interesse für tiefere Menschheitsfragen — alles war wie abgedämpft. Es klang noch, aber nur als Begleitung zu dem Hohenlied der Liebe. Es war, als wenn sie nur noch fürerzlich hier in Dresden bei den Jörigen weilte. Sie konnte lange vor dem Fenster stehen und auf den Briefträger warten, der ihr täglich, manchmal sogar zweimal am Tage, Nachrichten von Hubert brachte. Blieben diese einmal aus, so war sie beunruhigt und konnte schwer ihre Enttäuschung verbergen.

„Lächerlich!“ sagte Verghauer eines Morgens bei einer derartigen Gelegenheit. „Meine Bestallin, die bisher das heilige Feuer mit türendem Grise hätte, kriegt mir jetzt mehr und mehr die Allüren eines ganz gewöhnlichen, bis über die Ohren verliebten Gänsehens.“

Tante Sophie lächelte. „Lieber Wilhelm, es hat mich selten etwas so geirret, wie diese Bemerkung aus deinem Munde.“

„Warum denn gerade aus meinem?“ lachte er.

„Ach, als ihr Vater, kenne sie doch am besten.“

„Du wirst dich erinnern,“ unterbrach sie ihn, „daß ich immer gesagt habe: es ist unnatürlich, wie sie ihre Malerei treibt. Ueberhaupt Frau und Kunst, das paßt nicht.“

„Gefagt hast du das freilich.“

„Und deine eigne Tochter bestätigt es.“

„Gerrgott, Verliebt! Die find nicht zurechnungsfähig.“

„Nicht machst du nicht dumm. Und ich halte es für einen Fingerzeig der Natur, daß das Wahre, das Rechte bei der Charlotte nun doch zum Durchbruch kommt, trotz der lebenslangen — verzeh, wenn ich die Sache beim rechten Namen neune — verkehrten Erziehung.“

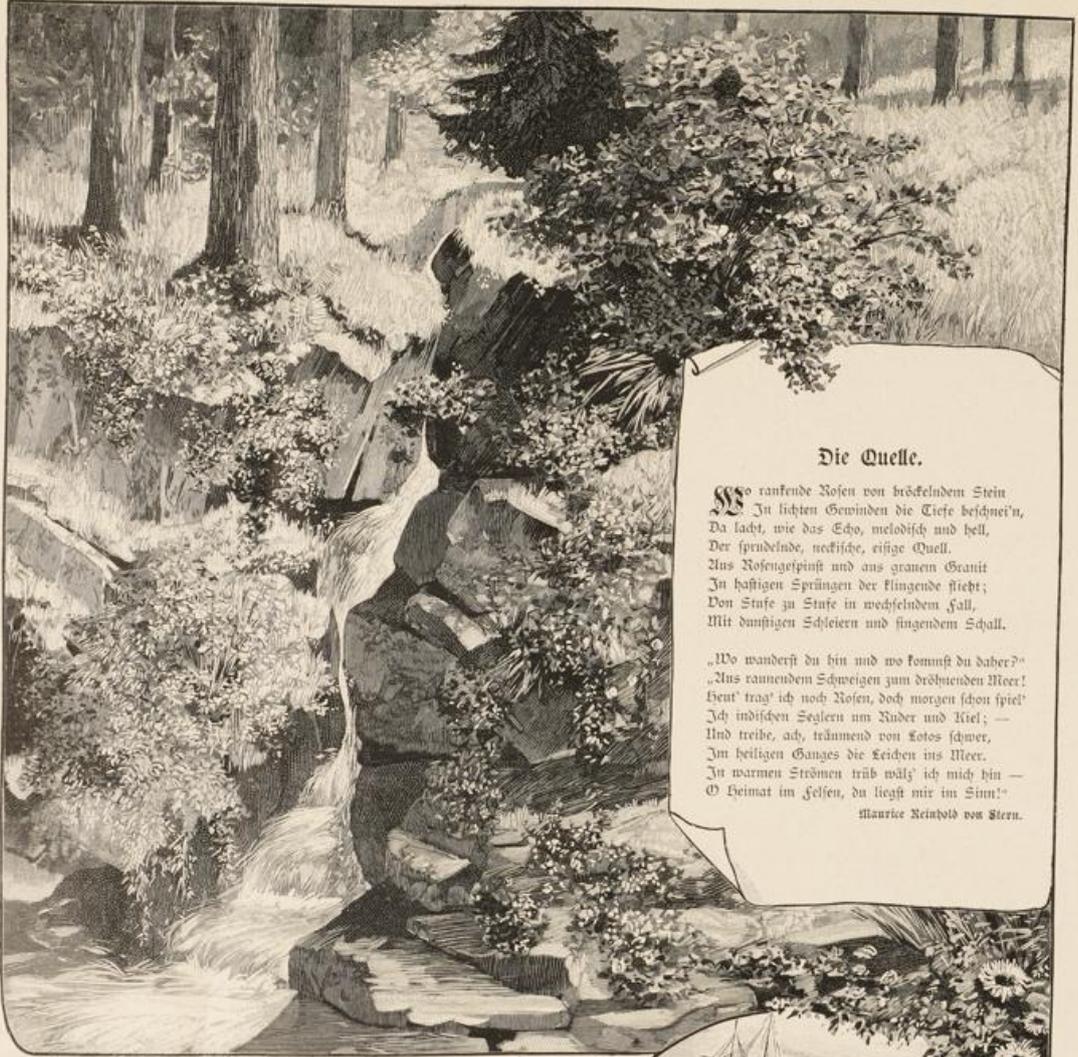
„Das Wahre — das Rechte! Was ist denn „echter“ Ein Trieb, der sich bei dem Mädel zeigte, als es noch nicht laufen konnte — du weißt ja noch, wie sie auf der Erde herumkrach und jedem zurief: „Solo malt“ — oder ein Gefühl, das in ihrem vierundzwanzigsten Jahr auftritt und nach einer kurzen Blüte — sagen wir zehn, sagen wir fünfzehn Jahre — wieder verschwindet.“

„Lieber Wilhelm, deine Auffassung von der Liebe ist entschieden etwas frivol.“

„Natürlich ist sie!“ rief er, bei ihrem strafenden Lächeln einen Augenblick seine überlegene Ruhe verlierend. Aber sogleich verfiel er wieder in seinen behaglichen Plauderton. „Du weißt ja, Sophienchen, viel halt' ich nicht von dem Aufgehen im Gefühl! — auch beim Weibe nicht. Daß wir Männer uns solche Ideale zurechtgemacht haben, deren einziger Lebenszweck der ist, für uns und unsre Nachkommen zu sorgen, kann ich ja ganz gut verstehen. Von jungen Weibern aber, wie du zum Beispiel eins bist, hab' ich nie begreifen können, daß sie sich mit der Rolle befreundet haben.“

„Das verheißt du nicht, Wilhelm. Und gib dir keine Mühe, mich zu überzeugen, daß nicht die Liebe unser einziger Lebenszweck, der von Gott selber in unsre Brust gelegte Beruf ist.“

„Dann wunderst es mich nur,“ sagte Verghauer mit seiner feinen Ironie, „daß er noch so mancherlei Ueberflüssiges, ja Schädliches dazu gelegt hat. Zum Beispiel Talente. Daß die Lotte in ihren jungen Jahren mehr leistet, wie mancher männliche Kollege mit dem schönsten Künstlerbart... und daß



### Die Quelle.

**W**o rankende Rosen von bröckelndem Stein  
 In lichten Gewinden die Tiefe bezeichnen,  
 Da lacht, wie das Echo, melodisch und hell,  
 Der sprudelnde, neckische, eifrige Quell.  
 Aus Rosenzweigspinn und aus grauem Granit  
 In hastigen Sprüngen der Klingende flieht;  
 Von Stufe zu Stufe in wechselndem Fall,  
 Mit dunstigen Schleieren und klingendem Schall.

„Wo wanderst du hin und wo kommst du daher?“  
 „Aus raunendem Schweigen zum dröhnenden Meer!  
 Heut' trag' ich noch Rosen, doch morgen schon spiel'  
 Ich indischen Seglern um Ruder und Kiel; —  
 Und treibe, ach, träumend von Lotos schwer,  
 Am heiligen Ganges die Leichen ins Meer.  
 In warmen Strömen trüb wälz' ich mich hin —  
 O Heimat im Felsen, du liegst mir im Sinn!“

Maurice Reinhold von Stern.



H. MEYER-CASSEL



Werbung. Nach dem Gemälde von Carl Jany.

Photographische von Jany, Gemälde in München.

es schon verschiedentlich Frauen gegeben hat, die nicht ausschließlich Geliebte und Mutter waren, sondern auch noch als Mensch ihre Schuldigkeit getan haben, zum Beispiel Reiche regiert, Geschäfte klug und umsichtig geführt und andre Dinge, die mit der Liebe nicht viel zu schaffen haben — na, das wirst du ja zugeben müssen.“

„Ausnahmen haben immer nur die Regel bekräftigt.“

„Na, lassen wir das. Da hat nun mal jeder seine Meinung. Ich will nur hoffen, daß die Volo über diese Kreise so schnell wie möglich fortkommt. Es wäre ein Bruch in ihrer Persönlichkeit, wenn sie in der lebenden Frau stecken bliebe. Sie verwünde es nie. Untreue gegen einen Beruf ist auch Untreue —“

„Aber, lieber Wilhelm —“

„Und — offen gestanden — es würde mich enttäuschen.“

Vergahner hatte sich's zur Aufgabe gemacht, seiner Tochter eine reichhaltige und ausserordentliche Bibliothek mitzugeben. Er hatte aus Katalogen und Bibliographien eine Liste zusammengestellt und freute sich königlich, wenn er wieder ein gutes und passendes Buch aufgetrieben hatte.

Tante Sophie war nicht sehr erbauet über den Eifer, den er dabei entwickelte, noch weniger aber konnte sie sich mit allen Büchern einverstanden erklären.

„Du thust ja gerade, als wenn die Bibliothek die Hauptfahde bei der ganzen Ausstattung wäre,“ meinte sie.

„Der Meinung bin ich allerdings. Sieh mal, früher hieß es immer: der Seifenverbrauch zeigt den Kulturzustand eines Hauses an (eigentlich wohl: eines Volkes). Ich behaupte: die Höhe der Buchhändlerrechnungen thut's.“

„Ich bin entsetzt über mehr für die Zeile.“

„Standpunkt!“ lachte Vergahner.

„Nebst dem hast du ein Buch auf deiner Liste — ich war so frei, sie durchzusehen —“ Sie beugte sich über das Blatt und wies mit ihrem runden, biegsamen Zeigefinger auf einen Namen.

Er lachte. „Den alten Ammon?“

„Ja, den würde ich freiden.“

„Aber, Sophieden, es kann doch so allerlei vorkommen.“

„Du kennst doch Charlotte!“

„Mein Himmel, ja. Aber so was giebt sich.“

„Bei ihr nicht, Wilhelm. Ja, es ist noch viel schlimmer geworden. Es braucht nur das Wort Kinder zu fallen, das nimmt sie förmlich auf wie eine persönliche Beleidigung.“

Vergahner wurde weich und nachdenklich. „Ja, ja, was alles vorgehen mag in solchem Geschöpf —“

„Ach, das ist's ja gar nicht,“ sagte Frau von Menstfeld entschieden. „Aber angenehm muß es freilich nicht sein, gleich Familie mitheiraten zu müssen.“

„Dummes Zeug!“

„Ich möchte nicht in Lottes Haut stecken. Nicht die Erste gewesen sein . . . und alles ist so dunkel, so peinigend für sie. Wenn sie mitten im Glück drau denkt, wie ein Plagregen muß das sein! Und dann kommt vielleicht auch mal die Eifersucht —“

„Wenn sie einen Witwer geheiratet hätte, wär's doch dieselbe Geschichte.“

„Gott bewahre! Eine tote Frau, die bleibt ruhig in ihrem Grabe. Eine abgedankte Geliebte aber ist manchmal sehr lebendig, unheimlich lebendig. Und wenn sie zum Vorschein kommt —“

„Nun! Lotte weiß alles. Und sie hat ruhig gesagt: Ich will. Außerdem, die Person soll abgefunden werden.“

„Soll? So ist sie's noch nicht?“

„Sie macht noch Schwierigkeiten — aber —“

„Nun, das ist die Praxis solcher Damen. Ein bequemeres Mittel, Erpressungen auszuüben.“

„Du kennst die Person nicht. Sie ist brav und anständig. Und Lotte — nun, ich habe volles Vertrauen zu ihr.“

„So lassen wir das unerquidliche Thema. Doch möcht' ich dich wiederholt bitten: streiche Ammons Mutterpflichten.“

„Ich sehe noch immer nicht die Notwendigkeit ein.“

„Nun, lieber Wilhelm, wenn's auch mit deinem Zartgefühl nicht weit her zu sein scheint — die Bemerkung wirst du mir wohl erlauben: es wäre besser, wenn Lotte niemals in die Lage käme, von einem solchen Buch Gebrauch machen zu müssen. Du weißt doch, was Doktor Karinus gesagt hat.“

Er knigte, besann sich und rief dann mit seinem glücklichen Optimismus: „Nun! Der alte Schwarzseher! Das war damals, als sie sich heruntergearbeitet hatte! Jetzt aber blüht sie wie das Leben selber!“

Diesem Gespräch folgten viele ähnlichen oder verwandten Inhalts. Tante Sophie konnte sich mit der Heirat ihrer Nichte nun mal nicht befreunden, und manch föreuder Mißklang schlich sich in die schöne Zeit hinein.

Und doch war's ein Frühling, so recht für volles Brautglück gemacht. Alles in frogender Blüte. In dem wohlgepflegten Vergahnerschen Garten sah man an den Niederbühnen kaum ein Blatt, so über und über waren sie mit blauen und weißen Trauben bedeckt. Goldregen und Notdorn bildeten leuchtend gelbe und rosige Ansehn auf dem schwarzgrünen Untergrunde von Tannen und Lebensbaum.

Lotte empfand es fast als ein Unrecht, diese Pracht allein zu genießen, während ihr armer Liebster an die heiße Stadt geschmiedet war und arbeitete wie ein Werkzeug. Denn er wollte sein Lustspiel, dessen Aufführung ihm schon zugesichert war, jedenfalls noch vor der Hochzeit vollenden.

Fast täglich schickte ihm Lotte einen selbstgeschneiderten Strauß aus dem Garten. Kläre neckte sie zwar gehörig mit ihrer Sentimentalität, und Tante Sophie machte ein spöttisches Gesicht dazu. Aber das kümmerte Lotte nicht im mindesten.

Eines frühen Morgens, als sie im Vordergarten gerade bei den Karzissen war und lässig räuberete, hörte sie Schritte dicht vor dem Gitter in der stillen, zu dieser Stunde wie ausgestorbenen Straße. Lotte sah neugierig auf, einen dicken Busch der weißen, duftenden Blüten in der Hand. Sie selber konnte hinter den Fliedersträucher nicht gesehen werden, doch konnte sie durch eine Lücke die Straße überblicken.

Die Schritte verlangsamten sich und hielten dann ganz an. Charlotte sah ein schwarzes Kleid und den Rücken einer blonden jungen Frau, die stehen gelassen und mit vorgestrecktem Halse durch das Buschwerk auf das Haus zu lugen suchte.

Nach einigen Sekunden ging die Dame weiter, ohne, wie Lotte erwartet hatte, in den Garten einzutreten. Lotte machte sich keine Gedanken weiter über das Interesse der Fremden an ihrem Hause, es war eins der schönsten in der ganzen Gegend, und oft blieben Bewunderer davor stehen. Sie hatte ja auch den Kopf so voll von ihren eigenen Angelegenheiten. Die Zeit wurde nun schon knapp, was ihr jedesmal mit einem seligen Schauer zum Bewußtsein kam.

Hubert hatte, wie er schrieb, eine Wohnung gemietet, die durch die Verlegung eines Offiziers mitten im Quartier leer geworden war. Die fünf hübschen Zimmer waren für ein junges Ehepaar mehr als ausreichend, die Lage, nahe dem Tiergarten, sehr angenehm.

Es stand also her für die letzte Hälfte des Juni geplanten Hochzeit nichts mehr im Wege.

Ende Mai wollte Lotte mit ihrem Vater noch einmal hinüberfahren, um die Möbel zu besorgen und Diensthoten zu mieten. Kläre hatte es durchgesetzt, mitgenommen zu werden, und freute sich schon wie ein Schneeföckchen auf die anstehende Reise. Nischen natürlich durfte nicht allein bleiben, weil er sich sonst „totgrämen“ würde. Und Vergahner, der unzähligen Teint-, Straf- und Bestechungsgelder eingekauft, die die Gegenwart des reizenden lebendigen Seidenföckchens ihm schon auf Reisen gekostet hatte, gab auch diesmal wieder feinsinnig nach.

Am Abend vor der Abreise suchte Charlotte im Vordergarten die schönsten Rosen aus, um sie ihrem Schatz morgen mitzunehmen. Viel war noch nicht da, fast nur Monatsrosen und von den Remontanten die ersten halbblühenden Knospen.

Sie stand gerade auf dem mittleren Rosenplatz

vor dem großen Bündel mit den hochstämmigen Prachtexemplaren, als die schwarzgekleidete Dame von neuem wieder langsam vorbeischiebte.

Von hier aus war ein freier Durchblick nach der Straße, und Lotte, in ihrer palmenartigen Selbstanzicht, mit dem feinen, lichtumtrauten Stoff, in ihrem weichen Kleide von ganz blaßrotem Stoff, machte wohl in dem grünen Rahmen der Büsche ein Bild sein, das das Ansehen lohnte.

Die junge Frau stand denn auch einen Augenblick, wie betroffen, still. Lotte konnte ihr Gesicht sehen, das blond, sanft und blaß war, als habe sie vor kurzem Krankheit oder Kummer durchgemacht. Auf einen Todesfall deutete ja auch die schwarze Kleidung hin.

Sie ging dann langsam weiter; aber der Wind, der sich eigentümlich forschend auf Lotte richtete, war ernst, beinahe feindselig.

Wie sympathisch dies arme junge Wesen, dachte Lotte. Eine unglückliche. Gewiß früh verwitwet. Und nun thut's ihr weh, heitere Menschen zu sehen. Vielleicht kämpft sie auch mit Sorgen. Sie sah ärmlich aus. Und ich? Alles habe ich und habe es immer gehabt. Das Schönste, das Beste — einen Vater, so gut und verständnisvoll, wie selten ein Mädchen hat. Und jetzt auch noch . . . Bei dem Gedanken an Hubert und das Glück, das ihr so nahe bevorstand und dann fürs ganze Leben dauern sollte, ergriff sie eine tiefe Bewegung.

Warum bin ich denn eine Auserwählte? fragte sie sich. Welch ein Verdienst habe ich denn? Nichts als der Zufall der Geburt hat mich in diese glücklichen Verhältnisse gebracht. Wie soll ich's denn nur verantworten, so über alles Maß begünstigt zu sein?

Und dann stürzte es plötzlich über sie her: es ist nicht möglich! Ich erlebe es nicht!

(Fortsetzung folgt.)

## Neue Altertümer in Steiermark.

Franz Jos. Eridrich.

Kann haben die Strahlen der Frühlingssonne ihren Anreiz auf den noch die Thaler erfüllenden Schnee gemacht und die ersten Matten hervorgerollt, so beginnt auch schon der alljährliche Strom von Touristen sich in die entlegenen Thäler der Alpen zu ergießen, und gilt diese Wanderung wohl in erster Reihe den Natur Schönheiten der Alpen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß auch der Bewohner des Hochgebirges dem Städter ein reges Interesse einflößt, ein Interesse, das übrigens wohl begründet ist.

Viel jüher als der Bauer des Hochlandes am Alpegebräuden hangend, bildet der Keltor gleichsam ein Bindeglied zwischen der Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Mittelalter und Neuzeit, und bietet nicht selten den Reiz, den eine Reliquie aus vergangenen Jahrhunderten auszuüben vermag. In der That sind die deutschen Bergwälder, deren Sagen, Sitten und Gebräuche durchwegs aus grauer Vorzeit stammen, eine wahre Fundgrube für Altertumsforscher geworden, aus der so manches wertvolle Fragment aus Tageslicht gezogen wird.

Wohl nicht eines der geringsten davon ist der feierliche „Quarntalender“, der — ähnlich dem skandinavischen Runentalender — seine Abammung unmittelbar von dem germanischen Feiertagsholze herleitet, nur daß die Runen eben nicht mehr in Holz geschnitten, sondern auf Papier gedruckt werden.

Fast der ganze Inhalt dieses Kalenders besteht aus geheimnisvollen Zeichen, geometrischen Figuren oder auch hieroglyphenartiger Nachbildung von Gegenständen, die alle jedoch feststehende, seit Jahrhunderten stets sich gleichbleibende Bedeutung haben. Einzelne dieser Zeichen sind oft sehr originell. So zum Beispiel bedeutet die Hieroglyphe einer Windmühle Wind; eine schwarze Hand weist auf kaltes Wetter hin; Anfang und das Ende der Hundstage sind durch einen Aker in scheidender Stellung bezeichnet; Christi Himmelfahrt wird durch zwei aus der Luft herabhängende Beine, unter denen sich die Erde mit zwei Fußspitzen befindet, markiert. Die unterste wagrechte Reihe ist den Zeichen des Tierkreises gewidmet; darüber befinden sich die Tagesbezeichnungen, von denen ein rotes Dreieck den Feiertag, ein schwarzes den Werktag und ein rotes Quadratkreuz mit Kreuz den Sonntag bezeichnet. Die folgende Reihe enthält die Namen der mutmaßlichen Witterung, die letzte Reihe endlich Abbildungen von Gegenständen aus der Legende des betreffenden Tagesheiligen, oder wohl auch eine Abbildung des Heiligen selbst mit allen seinen Attributen.

Da die einzelnen Zeichen dem Einheimischen schon von früher Jugend her bekannt sind, so erteilt der Kalender

auch dem des Lebens Unfangigen Weisheit. Alphabeten giebt es übrigens jetzt nur noch selten, trotzdem aber findet sich der „Bauerntalender“ — wie es eben bei dem sonderbarsten Gange des Kellers nicht anders sein kann, noch in jeder „Reihe“ vor, nur daß ihm hier und wieder noch ein anderer, neuerer Zeitweiser mit „schönen Gesichten“ beigelegt ist.

Zahlreiche Uebersetzungen der mittelalterlichen Pharmakopoe kann man in den Verkaufshänden der Wallfahrtsorte, namentlich Mariasells, finden. Da giebt es einmal „Schreden“, rautenförmige Stücken aus Stein mit dem Bildnis der Mutter Maria oder anderer Heiliger; den Kindern um den Hals gehängt, sollen sie letztere vor dem „Schreden“ (Kollwacht) bewahren. Der „Glücksstein“, eine Art Medaille aus rotem Thone, bewirkt wieder, daß sein Träger stets Geld in der Tasche hat. Außer diesen sogenannten „Bereorien“ wären ferner noch zu erwähnen: die Kollwacht gegen die genannte Krankheit; das „Haupt-, Himm- und Kollwacht“, ein graues, scharfes Pulver zum Schnupfen, das die Katze hat, „alle bösen Hälse, so sich im Haupt oder Leib befinden, herauszujagen, klar sehend zu machen und alle bösen Schmerzen zu lindern“.

Selbstverständlich werden alle diese Mittel von den Bauern sehr häufig gebraucht, wie sich ja überhaupt die „Sumpfwälder“ in den Gebirgsgegenden noch eines großen Ansehens erfreuen. Aber hat sich denn die mittelalterliche Heilkunde mit etwas anderem befaßt? Noch in den medizinischen Wäldern des vergangnen Jahrhunderts wird die Delung durch Sumpfwälder als äußerst wirksam empfohlen, und wie bei vielen andern, hat sich der Kessler auch hier von dem Allhergebrachten nicht ganz zu trennen vermocht.

**Björnsterne Björnson.**

(Zu dem Porträt in „Zeit und Leben“.)

Der erste Schriftsteller, durch den das deutsche Publikum auf die große moderne Literaturbewegung im skandinavischen Norden aufmerksam gemacht wurde, war der Norweger Björnsterne Björnson. Den Erfolg, den er im Jahre 1875 in Deutschland mit seinem Schauspiel „Ein Halliffement“ fand, war einer der größten, von dem neuere Theatergeschichte zu melden weiß. Dem Stücke erging es heimlich ebenso, wie es hundert Jahre zuvor dem Göttergötzen „Bertha“ ergangen war: es wirkte weit über die künstlerischen und literarischen Kreise hinaus und beschäftigte die Gemüther derart, daß man seinen Charakter vollständig verlor; man sah seinen Inhalt nicht mehr als den einer Fälschung, sondern als Darstellung einer wirklichen Begebenheit auf und stieß sich selbst in Fälschungen über die Verhältnisse des Handelshauses Nade, über die von dem Vetter desselben aufgestellte Bilanz und bereit Bemänglung durch den hübschen Adelsknecht Berent, als ob das berühmte „Halliffement“ sich nicht in dem Pöbellande „Wobornal und Kirgenda“, sondern in dieser oder jener nordischen Hafenstadt abspielte hätte.

Björnson war der erste, der uns den Reiz der Wirklichkeitsdichtung kennen lehrte, zu einer Zeit, als der moderne französische Roman naturalistischer Richtung bei uns kaum seine Wirkung auszuüben begonnen hatte. In gewissem Sinne kann Björnson als der Vorläufer Ibsens in Deutschland angesehen werden, wenigstens ebnete er seinen Landsmann die Bahn, als dieser zwei Jahre nach dem großen Erfolge des „Halliffement“ mit seinen „Stützen der Gesellschaft“ auf der deutschen Bühne erschien. Daher auch die Thatfache, daß man in Deutschland den größten aller modernen Idealisten selbst dann noch als einen bloßen Wirklichkeitsdichters auffasste, als er mit den ausgeprochenen Problemstücken „Aora“ und „Ein Volksfeind“ hervorgetreten war. Björnson hat in Deutschland mit seinen Bühnenwerken den Erfolg des „Halliffement“ nicht annähernd mehr erreicht; größter Beliebtheit erfreut sich eigentlich nur noch das niedliche kleine Schauspiel „Die Kneuermäkter“, während der hübsche Cinalter „Zwischen den Schlächtern“ in Deutschland fast nur durch die Künstlerloben der Reinsinger bekannt geworden ist. Mit dem eigentümlichen, das moderne Glaubenswunder nach Art eines Abenndlichen Heidentums behandelnden Schauspiel „Ueber die Kraft“ ist bis jetzt in Deutschland unser Wissen nur ein Versuch in Frankfurt am Main gemacht worden, der indes keine Grundlage für das Urteil über die fernliche Lebensfähigkeit des Stückes abgegeben hat. Nichts könnte übrigens unrichtiger sein, als die dichterische Größe Björnsons nach dem Werte oder Unwerte seiner Bühnenwerke zu bemessen, denn er ist als Erzähler — darin seinem Freunde und Dichtergesossen Ibsen ungleich — mindestens ebenso bedeutend wie als Dramatiker. Seine nervigenst Bauernromellen, von denen eine ganze Reihe, allen voran die klassische Erzählung „Sunnere Solbader“, durch Uebersetzungen auch in Deutschland bekannt geworden sind, geben ein Erzählerleben von fast demontarischer Eigenart zu erkennen: das nordische Heimland ihres Verfassers tritt uns in ihnen in seiner ganzen Abgeschiedenheit und stillen Größe entgegen, während die Gestalten, die die fremdartige Scenerie beleben, uns den unverfälschten Typus des Menschentums entfallen.

Auch darin unterscheidet sich Björnson von seinem größterischen und tiefstimmigen Landsmann Ibsen, daß er der Wirklichkeit des Lebens ungleich näher steht als dieser. Er hat stets thätigen Anteil an den politischen Streitigkeiten seiner Zeit und seines Landes genommen, und als einer der Führer der radikalen sogenannten Bauernpartei wesentlich dazu beigetragen, daß Norwegen die ihm jetzt eigene parlamentarische Regierung erhalten hat.

Björnson ist um etwa sechs Jahre jünger als Ibsen; im Jahre 1832 zu Kofine in Osterdalen als Sohn eines Predigers geboren, sollte er sich ursprünglich auch dem geistlichen Stande widmen, fand aber als junger Student in Christiania bereits den Weg in die Literatur und die Öffentlichkeit des Lebens. Gleich Ibsen fährte er alsbald nach seinen Studienjahren eine Zeitlang die Direction des von seinem Landsmann, dem ebenso eigentümlichen wie genialen Geigenvirtuosen Ole Bull gegründeten Theaters in Bergen und später die des Theaters zu Christiania. Inzwischen war er politisch und literarisch thätig, machte Reisen in das Ausland und erhielt für den Erfolg, den er als Erzähler und Bühnendichter gefunden, vom norwegischen Staat eine Dichterpension zuerkannt. Nachdem er die Theaterdirection niedergelegt, reisirte er mehrere Jahre lang die Welt, „Kost Høstetab“ und begab sich dann wieder in das Ausland, um sich nach seiner Heimkehr auf seinem Gute Kofine in der Nähe von Lillehammer niederzulassen. Von Jahre 1883 an lebte er mehrere Jahre in Paris und löste dort für immer seinen Wohnsitz nehmen zu wollen, doch kehrte er schließlich wieder zu seinem behaglichen nordischen Heim in Kofine zurück, in dessen unmittelbarer Umgebung ihn unsre, nach einer Originalaufnahme wiedergegebene Abbildung darstellt.

D. v.



*Carl Holtei*  
Zu seinem hundertjährigen Geburtsstage, 21. Januar 1898.

Von den Werken, die den Namen Carl von Holteis einst zu einem vielgenannten und gefeierten machten, ist der heutigen Generation, wenn wir etwa von den Gedichten in schlesischer Mundart absehen, wenig mehr bekannt. Haben sich auch die Weisen zu einzelnen seiner Lieder, wie die des „Schier dreißig Jahre bist du alt“, des „Denk du daran, mein tapferer Vagabund“ und des „Förder niemand, mein Schidial zu hören“, im Volksmunde erhalten, so sind doch die Väterndichte, zu denen sie gehören, fast alle schon der Vergessenheit anheimgefallen.

Meine Väter singen  
In dem deutschen Land,  
Denn, die sie singen,  
Zeit ich kann besinn.

So dürfte der Dichter, durch seine Lebensschicksale genügt, wohl singen, und er konnte hinzufügen:

Manche Freunde nennen  
Meinen Namen nur,  
Weil sie Freunde kennen  
Meiner Jertzeit Spur.

Das Leben Holteis hatte in der That etwas von einem Jretaus an sich; der Dichter war wohl ein Kind seiner Zeit, aber er ragte andererseits wieder wie etwas Fremdes in sie hinein, er war der Spätling eines vergangenen Zeitalters, der letzte Nachzügler der alten Sippe der „Fährten“, für den selbst die Welt der mit ihrem Blick nach rückwärts gerichteten Romantik den richtigen Weg nicht mehr darbot.

Karl von Holtei wurde am 24. Januar 1798 als Sohn eines Quäkergewerbes in Breslau geboren. Die Familie war wenig begütert, doch hand ihm selbst als dem Pflanzling reicher Verwandten ein außerordentliches Erbe in Aussicht. Auf dieses wurde seine ganze Erziehung bezogen, indes sollte es sich nicht verwirklichen; die alles in Mitleidenschaft ziehende Kriegszeit und die in einem großen Teile der schlesischen Adelstamilien herrschende Sorglosigkeit in Bezug auf ökonomische Dinge ließen die Träume frühzeitig Reichthums zertrümmern, noch bevor sie greifbare Gestalt angenommen. Den Tichter löst dieses Verhängnis persönlich am wenigsten an; noch als Schüler des Breslauer Magdalenenums wurde er von einer wahren Theaterleidenschaft ergriffen, er verkehrte in Schauspielertreisen, beteiligte sich an Theaterintrigen und konnte seinen schülerischen Wunsch als den, von der Bühne herab auf das Publikum zu wirken. Das alles widerstrebe aus äußerer Seite in seiner Familie herrschenden Anschauungen und war wenig geeignet, ihm auf der Bahn der Vorbereitung für das Universitätsstudium zu fördern. Bei denjenigen freilich, die ihm mit Rat und That hätten zur Seite stehen sollen, war aber alles andre zu Hause als das, womit sie einem irrenden Menschenkinde hätten zu Hilfe kommen können. Ueber das Geschick des jungen Mannes wurde mit einer wahren Hölle und Manichöerlichkeit entschieden; man nahm ihn von der Schule und ließ ihn auf einem Landgute in der Nähe Breslaus die praktische Landwirtschaft erlernen; beim Wiedereintritt der Heimatsstellen mit Frankreich im Jahre 1815 gestattete man ihm den Eintritt in ein freiwilliges Jägerbattalion, nach dessen abschließender Wiederaufnahme ließ man ihn das verflümmelte Militärenteramen nachholen und ihn zum Studium der Rechte und der Philosophie die Hochschule seiner Vaterstadt begreifen. Klein der angebende akademische Wäzger war ebensicher vom Theatertrieb befallen, wie der Schüler es gewesen. Zu Holteis Gymnasialzeit hatte der geniale Ludwig Tieck in der Breslauer Bühne gewirkt; nunmehr entwickelte sich an derselben das Talent des begabten Carl Seydelmann. In letzteren schloß Holtei sich eng an, und Seydelmann war denn auch derjenige, der dem Freunde den Uebertritt zu den weitbedeutenden Brettern vermittelte. Er empfahl ihm im Jahre 1816 als seinen Stellvertreter dem Reichsgrafen von Döberstein für dessen Privattheater in Stufonort. Der Antritt auf dem Besitztum des schlesischen Magnaten wurde für Holtei in doppelter Weise bedeutungsvoll; er knüpfte Beziehungen zwischen ihm und dem Schloßherrn an, die nachhaltig und von langer Dauer sein sollten, und er ließ ihm die reizende Berliner Schauspielerin Julie Kögel kennen lernen, die er fünf Jahre später als Gattin heirathete. Die Vorbereit, die er als Schauspieler erlernte, scheinen nicht von sonderlicher Bedeutung gewesen zu sein. Mit der Bühne hat es dem Dichter überhaupt nie recht glingen wollen; an dem Theater seiner Vaterstadt, das er im Jahre 1819 zum ersten Male als Wortführer in Schillers „Maria Stuart“ betrat, erlebte er ein nur leicht vertheilertes Glück, und noch unangenehm fiel ein einige Zeit nachher in Dresden unternommenen Versuch aus; auch später hat Holtei noch verschiedene Male, bald auf längere, bald auf längere Zeit, die Bühne betreten, ohne daß es ihm gelangen wäre, seinen Fuß auf ihr zu stellen.

Das ist eigentlichlich, dem Versuch zum Menschen-darsteller behaß Holtei unfruchtlich; er war sogar ein vorzüglicher Meister des hübnerechten Vortrags und hat in seinen dramatischen Vorstellungen bewiesen, daß ihm auch die Gabe der eigentlich mündigen Wirkung nicht verlag war. Was ihm fehlte, war das flüssige Element der Darstellungslust; er vermochte auf der Bühne die eigene Ansicht nicht zu vermittelnd oder wenigstens nicht so reich und unmittelbar in die schauspielerische Aktion umzuformen, wie es für die Wirksamkeit der Bühnendarstellung erforderlich ist. Ob es ihm möglich geworden sein würde, durch Fleiß und angelegentliches Arbeiten dieses natürliche Hindernis zu überwinden, läßt sich jetzt nicht mehr entscheiden. Jedenfalls wäre dazu ein ruhigeres Dasein erforderlich gewesen, als es ihm bei dem ihm eigentümlichen Wandertriebe beschieden war.

Nach seiner Verheirathung siedelte Holtei nach Berlin über, wo er neben seiner Frau Anstellung am Hoftheater zu erhalten hoffte. Doch zertrüben sich die Unterhandlungen. Vielen Anhang fanden die dramatischen Vorstellungen, die er um diese Zeit veranstaltete. Leider wurde ihm der Erfolg durch den Tod seiner Gattin getrübt. Er trat nunmehr zu dem neu begründeten Königsstädter Theater über, an dem er eine Reihe von Jahren als Stellvertreter und Dramaturg thätig war, und für das er eine Anzahl äußerst beiläufig aufgenommener Stücke schrieb, darunter besonders erwähnenswert das Liederstück „Der alte Feldherr“ und das Volksschauspiel „Leonore“. Eine zweite Ehe ging er mit der viel gefeierten, an der Königsstädtischen Bühne wirkenden Schauspielerin Julie Holzbecker ein, mit der er 1829 ein Engagement am Hoftheater zu Darmstadt annahm, indes nur für kurze Zeit. Schon nach Jahresfrist kehrte er nach Berlin zurück und trat dann mit seiner Frau eine Kunstreise an, für die er unter andern die Dramen „Lorebäum und Bettelstab“ und „Schalepspeare in der Heimat“ schrieb. Im Jahre 1837 übernahm er die Leitung des Nigger Theaters,

legte sie jedoch nach dem Tode seiner zweiten Frau nieder und begann nun von neuem ein mühsames Wanderleben. Als Theaterleiter verfasste er sich vorübergehend nochmals in seiner Vaterstadt, gab dann aber jede feste Tätigkeit auf und lebte als Schriftsteller in verschiedenen deutschen Städten, namentlich in Graz. Den Abend seines Lebens verbrachte er in Breslau, wo er sich bei den Darmbergischen Weibern in die Pflege gegeben hatte. Er starb dableibt am 12. Februar 1880 in seinem zweihundertsten Lebensjahre.

Holtei verlagert in seinen seiner Werke den geistvollen und gewandten Schriftsteller, aber er vermochte sich doch nicht zu der Höhe zu erheben, die für ein Dichtwerk erforderlich ist, das sich als ein bleibendes erhalten soll. Er geht nicht über die Richtungspunkte der Tagesführung hinaus und wird darum von dieser davon getragen. Sein dichterisches Lebenselement ist die Mäßigkeit der dreißiger und vierziger Jahre, gegen die die literarische Richtung des jungen Deutschlands sich auflehnte, und für die wir jetzt vollends kein Verständnis mehr haben. Von seinen Werten erhebt sich heute nur noch die „Vomote“ wie und da auf einer kleineren norddeutschen Bühne. Sie ist unsterblich die beste von Holteis dramatischen Arbeiten, weil sie, allerdings auch von der rühmlichen Festhaltung angekränelt, den Weg zu einem gebunden und natürlichen Volkstum anzubahnen sucht. Was sich sonst auf der Bühne von Holteis Stücken erhalten hat, erhält seine Lebensfähigkeit lediglich durch das Talent einiger großer Schauspieler, wie der Schwant „Die Wiener in Paris“, der durch den genialen Dawson, und das Märchen „Vorberbaum und Bettelstab“, das durch die Kunstreisen Friedrich Quakers lange Zeit gehalten wurde. Verdankt die deutsche Bühne dem Dichter auch seine lebensfähigen Werke, so ist sie ihm doch für ein lebensfähiges Genre verbunden, das Lieberpiel, das er in durchaus geklärter Weise nach dem französischen Danderville gemodelt hat. Am nachhaltigsten hat Holtei unsterblich als dramatischer Vorkämpfer gewirkt; als solcher war er, hierin der Schiller Tiecks, von unläugbarer Bedeutung, zumal er dem deutschen Publikum durch das lebendige Wort die Kenntnis einer ganzen Reihe Schicksalsdramen vermittelte, denen die deutsche Bühne nach verflohen war. Von der großen Zahl von Romanen, die Holtei geschrieben, erheben sich dem heutigen Leser wohl nur noch die „Bagabunden“ genehmbar. Ein Werk von großem und bleibendem Werte ist dagegen die unter dem Titel „Vierzig Jahre“ in acht Bänden (1843—1850) erschienene Selbstbiographie, wenigstens in ihrem ersten sechs Bänden. Der Dichter entwirft in ihr ein treffendes Kulturbild jener Tage, die wir jetzt in Deutschland die „vornarrische Zeit“ zu nennen pflegen, und zwar mit reichhaltiger Offenheit gegen andre und sich selbst. Als Lyriker nimmt er nur eine Nebenrolle ein; seine Dichtungen erheben sich, abgesehen von den in höchster Mühsart gehaltenen, nur in seltenen Fällen über den Standpunkt des Gelegenheitsgedichtes. Der Dichter hat das übrigens selbst stets freimütig zugestanden, wie in den bescheiden-lebenswürdigen Versen, mit denen wir am besten den Rückblick auf seinen Lebenslauf schließen:

Hier etwas Höheres hielt ich mich nie,  
Als für den Dichter der Gelegenheit.  
..... Wohl ein Segen ist's,  
Ein Segen, den ich oft empfunden habe:  
Den Augenblick erheben, frisch und froh,  
Sich der Gelegenheit reich zu bemächtigen,  
Den Tag zu treffen, eile, große Freie  
Durch Wort und Klang gelöst ungenug  
Im Fruch wie Säen .....  
Ein Segen ist's — solange es dauert.     2. B.

**Die totale Sonnenfinsternis am 22. Januar 1898.**

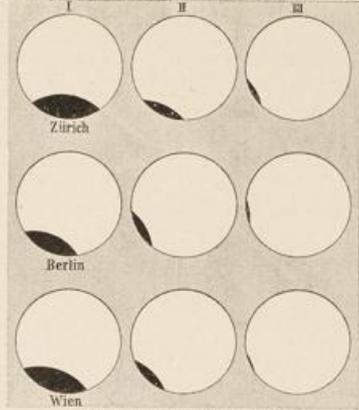
Es ist zu bedauern, daß die Totalität der beobachtenden Sonnenfinsternis in Gegenden eintritt, die den europäischen Kulturländern so weit entlegen sind. Den Sternwarten Europas ist es diesmal nicht möglich, Expeditionen nach jenen fernem Gegenden zu senden, die einerseits in den unzugänglichen Wäldern Zentralafrikas, andererseits in den von wilden Stämmen bewohnten Teilen Indiens liegen. Es bleibt lediglich den Engländern Vorderindiens überlassen, Beobachtungen anzustellen, aber diese haben bei weitem nicht jenen wissenschaftlichen Wert, den eine wohlorganisierte, mit allen modernen Mitteln ausgestattete Expedition des europäischen England haben würde.

Feilschende Zeichnung ist eine geographische Darstellung all jener Gebiete, in denen die Sonnenfinsternis überhaupt sichtbar ist. Wegen der Krümmung der Erdoberfläche bildet die Umlaufkurve der Ellipse keine Kreisfläche, sondern eine in die Länge gezogene Ellipse. Die mittlere, fläcker aufgetragene Linie R-M bezeichnet den Weg, den der Kernschatten des Mondes nimmt. Man sieht, derselbe beginnt im Süden (Africa) in 7 Grad 18 Minuten östlicher geo-

graphischer Länge (Paris) und 11 Grad 11 Minuten nördlicher Breite. Hieran nimmt der Kernschatten eine östlich-südliche Richtung, passiert im Bogen Zentralafrika, den Indischen Ozean, kommt dann nach Vorderindien, von hier in das gebirgige Tibet (China), dann in die Wüste Gobi in der Mongolei und verläßt in der Wandschurei in 117 Grad 2 Minuten östlicher geographischer Länge (Paris) und 45 Grad 49 Minuten nördlicher Breite die Erdoberfläche.

Nördlich von dieser fernsten Linie, bis an die äußerste Grenze derselben im hohen Norden, breitet sich die partielle

Phasen der Finsternis in Zürich, Berlin, Wien 22 Jan 1898



Erste Phase bei Sonnenaufgang.

Finsternis aus, das heißt, die Sonne ist hier in Bruchteilen ihres Durchmessers ( $\frac{1}{10}$ ,  $\frac{2}{10}$ ,  $\frac{3}{10}$ ,  $\frac{4}{10}$  und so weiter) verfinstert, je nach der Entfernung eines Ortes von der Bahn des Kernschattens. Diese partielle Finsternis herrscht auch südlich von dieser Bahn bis an die äußerste südliche Kurve, die Südafrika, den Indischen Ozean und die Insel Sumatra schneidet. Der Unterschied zwischen diesen beiden Arten der partiellen Finsternis besteht darin, daß im Norden

Verlauf der totalen Sonnenfinsternis am 22. Januar 1898 Morgens



die südliche Hälfte der Sonne, im Süden die nördliche Hälfte der Sonne verfinstert wird.

Nerner bemerkt man zu beiden Seiten der gezeichneten Figur zwei ungleich große birnenförmige Flächen. Betrachten wir die größere (links); sie besteht aus drei Linien. Die erste geht von Nowaja Semlja über Finnland, den Ostindischen Meerbusen, das südliche Schweden, einen Teil der Ostsee, Nord- und Mitteldeutschland, das indische Frankreich und die Ostküste Spaniens nach Afrika, das im Westen durchschnitten wird. Alle Orte, welche auf dieser Linie liegen, haben Sonnenaufgang in dem Moment, in dem die Finsternis überhaupt zu Ende ist. An allen jenen Orten aber, die östlich von dieser Linie liegen, findet das Ende der Finsternis nach Sonnenaufgang statt. Ähnlich in der Schweiz, Cisleithen-Ungarn, Deutschland, Oberitalien, im Balcanenmeer und in Afrika geht die Sonne teilweise verfinstert auf. Nun betrachten wir die Mittellinie der genannten birnenförmigen Figur. Auch diese beginnt bei Nowaja Semlja, geht dann über den

Finnischen Meerbusen, das äußerste westliche Russland, Polen, Ungarn, Äthiopien, schneidet Mittelitalien, und geht dann über das Mittelindische Meer nach Afrika. Auf dieser Strecke geht die Sonne in dem Moment auf, da die Finsternis die Mitte ihres Verlaufes erreicht hat. Die Bewohner dieser Strecke sehen schon etwas mehr von der Sonnenfinsternis als diejenigen der ersten Strecke. Nun betrachten wir die dritte gezeichnete Linie. Diese beginnt ebenfalls bei Nowaja Semlja, geht dann über Bestrußland, schneidet die Türkei und Griechenland fast in der Mitte und nimmt dann den Weg über das Mittelindische Meer nach Ostafrika. Auf dieser Strecke geht die Sonne in dem Moment auf, wo die Finsternis beginnt. Die Bewohner dieser Strecke sehen den ganzen Verlauf der Partzialität, die größer oder geringer ist, je nachdem der betreffende Ort der Hauptlinie R-M näher oder entfernt ist. Im Punkte R geht die Sonne total verfinstert auf.

Was die zweite, kleinere birnenförmige Figur (rechts) anbetrifft, so verläuft sich hier derselbe Vorgang, aber in umgekehrter Ordnung. Auf der äußersten Kurve beginnt die Finsternis im Momente des Sonnenunterganges. Auf der Mittelinie geht die Sonne teilweise verfinstert unter, der Verlauf der Ellipse ist zur Hälfte vollbracht. Auf der gezeichneten Linie dagegen endet die Finsternis bei Sonnenuntergang. Im Punkte M geht die Sonne total verfinstert unter.

Nun kehren wir wieder zur Betrachtung der partiellen Finsternis in Europa mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz, Deutschlands und Cisleithen-Ungarns zurück. Wir sehen, daß viele Ländergebiete zwischen der äußersten Kurve und der Mittelinie liegen. Je östlicher eine Stadt von der genannten Kurve entfernt liegt, um so früher geht die Sonne bei fast gleicher Höhe der Verfinsternung auf. Diese Höhe ist aber größer in allen jenen Städten, die indisch, und kleiner in allen jenen Städten, die nördöstlich von jener Kurve liegen. Nehmen wir die Stadt Zürich als Ausgangspunkt für die Schweiz, so geht die Sonne hier am 22. Januar verfinstert auf, das heißt, es fehlt von der Sonnenscheibe (wie Figur I in der Zeichnung zeigt) der südliche Abschnitt; man nennt das die Größe der Phase; sie beträgt für Zürich in Teilen des Scheinbaren Sonnendurchmessers 0,25. Von da ab tritt der Mond immer mehr aus der Sonnenscheibe, wie Figur II und III es illustrieren. Der Austritt des Mondes erfolgt um 7 Uhr 30 Minuten Züricher Zeit. Alle jene Orte, die westlich von Zürich liegen, haben mit Bezug auf den Sonnendurchmesser die gleiche Phase, aber die Zeit der Beobachtung ist eine kürzere, das heißt, die Phase 0,25 spielt sich vor Sonnenaufgang ab. Jene Orte, die südlich von Zürich liegen, haben ebenfalls die gleiche Phase, aber die Zeit der Beobachtung ist eine längere, das heißt, die Phase 0,25 tritt nach Sonnenaufgang ein. Anders wieder verhält es sich mit jenen Orten, die südlich von Zürich liegen: hier ist die Phase größer als 0,25, und auch die Zeit der Beobachtung ist eine längere; dagegen ist in jenen Orten, die nördlich von Zürich liegen, die Phase kleiner als 0,25 und die Beobachtungszeit eine kürzere.

Nun betrachten wir Berlin, welche Stadt wir als Ausgangspunkt für Deutschland nehmen. Auch hier geht die Sonne teilweise verfinstert auf. Die Größe der teilweisen Verfinsternung ist (da Berlin in höheren Breiten liegt als Zürich) 0,17 des Sonnendurchmessers. Die Phase ist in der Zeichnung auch entsprechend kleiner als die in Zürich. Was die andern Orte in Deutschland anbetrifft, so gilt dieselbe Regel für die Beurteilung der Phase und der Zeit der Beobachtung wie für die Städte der Schweiz.

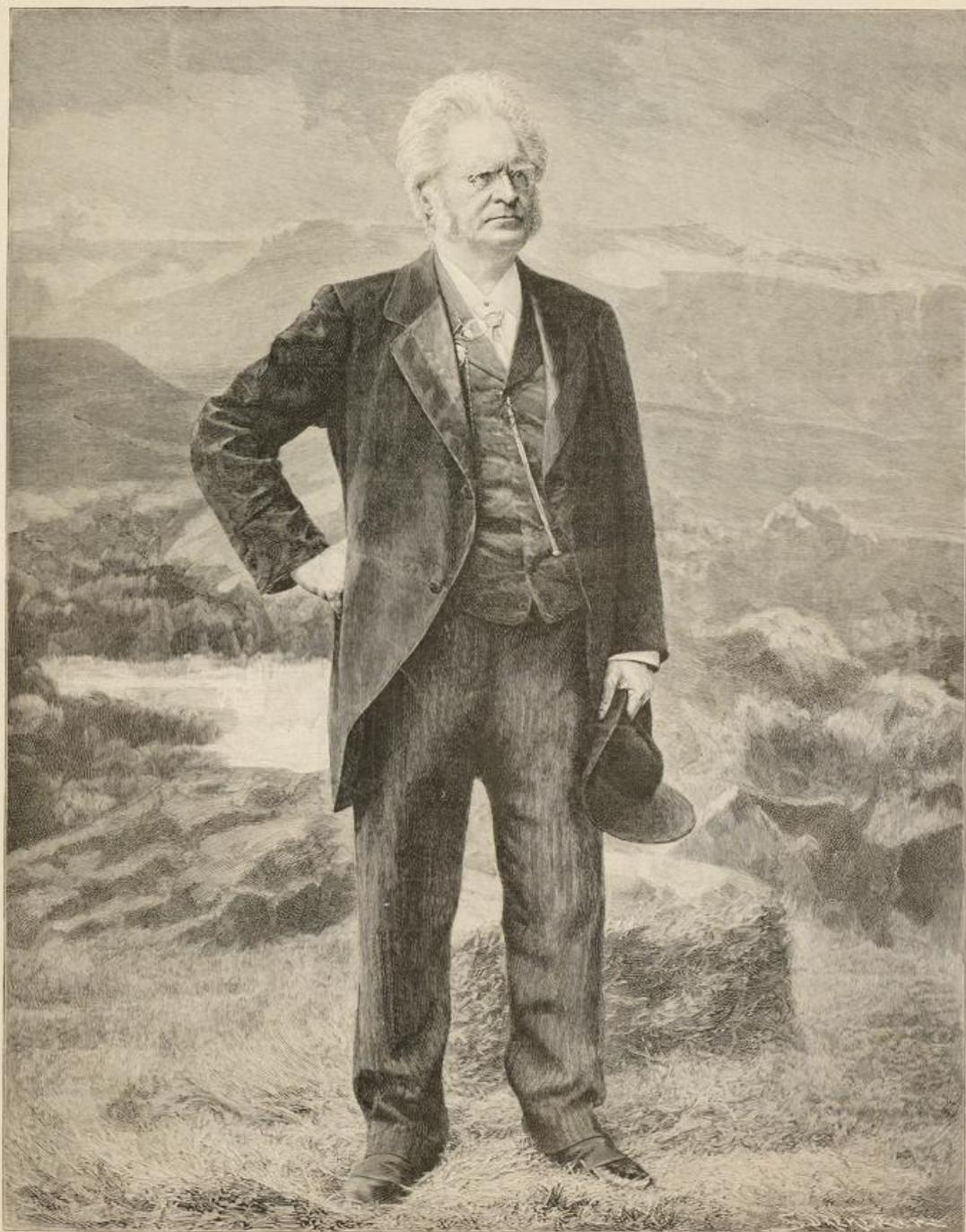
Auch in Wien geht die Sonne verfinstert auf. Diese Stadt liegt südlicher als Berlin und nördlicher als Paris. Die Phase der Ellipse ist in Wien 0,23 des Sonnendurchmessers. Der Austritt des Mondes erfolgt hier um 8 Uhr 29 Minuten Wiener Zeit. Die Beobachtungszeit umfaßt nahezu 45 Minuten.

Echließlich erübrigt uns noch, die Zeit anzugeben, in der die Sonnenfinsternis überhaupt auf der Erde sich abspielt. Der Beginn der Finsternis im allgemeinen, das heißt die erste Berührung des Halbschattens mit der Erde, fällt auf 4 Uhr 55 Minuten morgens (Pariser Zeit), der Beginn der Totalität auf 6 Uhr 58 Minuten morgens, der Anfang der zentralen Finsternis (das ist das scheinbare Zusammentreffen des Mondmittelpunktes mit dem Sonnenmittelpunkt) auf 8 Uhr 58 Minuten morgens. Die zentrale Finsternis im wahren Mittag (das heißt die Finsternis zur Zeit der Meridianpassage der Sonne) fällt auf 7 Uhr 47 Minuten morgens in 66 Grad 16 Minuten östlicher geographischer Länge (Paris) und 12 Grad 53 Minuten nördlicher Breite. Die zentrale Finsternis endet um 8 Uhr 59 Minuten morgens, die Totalität um dieselbe Zeit (aber um 18 Stunden später). Das Ende der Finsternis überhaupt findet um 10 Uhr 2 Minuten vor-mittags (Pariser Zeit) statt.     Josef H. Gethin.

Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Druckverwalter: Ernst Schöberl in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennennung — zu richten.



—\*— Aus Zeit und Leben. —\*—



Björnstjerne Björnson.

Nach einer für „Weber Land und Meer“ angefertigten Originalaufnahme.

1898 (Bd. 79).

Jährlich 52 Nummern — N. 14.

